

ZUR KUNDE DER BALKANHALBINSEL
I. REISEN UND BEOBACHTUNGEN
HERAUSGEGEBEN VON DR CARL PATSCH
LEITER DES BOS.-HERCEG. INSTITUTS FÜR BALKANFORSCHUNG
IN SARAJEVO

HEFT 13

AUS BERAT UND VOM TOMOR

TAGEBUCHBLÄTTER

VON

M. EKREM BEI VLORA

MIT 12 TAFELN UND EINER KARTENSKIZZE

PRE...

SARAJEVO, 1911
DRUCK UND VERLAG VON DANIEL A. KAJON



: : Zur Kunde der Balkanhalbinsel : :

I. Reisen und Beobachtungen:

Heft 1: K. STEINMETZ, Eine Reise durch die Hochländergaue Oberalbaniens.

Heft 2: J. KOETSCHET, Aus Bosniens letzter Türkenzeit. Veröffentlicht von G. Grassl.

Heft 3: K. STEINMETZ, Ein Vorstoss in die Nordalbanischen Alpen.

Heft 4: A. STRUCK, Makedonische Fahrten. I. Chalkidike.

Heft 5: TH. A. IPPEN, Skutari u. die Nordalbanische Küstenebene.

Heft 6: K. STEINMETZ, Von der Adria zum Schwarzen Drin.

Heft 7: A. STRUCK, Makedonische Fahrten. II. Die Makedonischen Niederlande.

Heft 8: F. KATZER, Karst und Karsthydrographie.

Heft 9: J. KOETSCHET, Osman Pascha, der letzte grosse Wesier Bosniens, u. seine Nachfolger. Veröffentlicht von G. Grassl.

Heft 10: E. LIEBERT, Aus dem nordalbanischen Hochgebirge.

Heft 11: F. BARON NOPCSA, Aus Schala und Klementi. Albanische Wanderungen.

Heft 12: J. WEISS, Die Dobrudscha im Altertum. Historische Landschaftskunde.

II. Quellen und Forschungen.

Heft 11: V. PRENNUSHI, Kângë popullore Gegnishte.

III. Inventare und Bibliographien:

Heft 1: VL. ĆOROVIĆ, Mehmed beg Kapetanović. Književna slika.

Die nächsten Hefte werden enthalten:

V. APFELBECK, Die Reliktenfauna der Balkanhalbinsel.
F. BARCATTA, Zehn Jahre als Missionär in Albanien.
S. BEG BAŠAGIĆ, Die Bosnier in der orientalischen Literatur.
VL. ĆOROVIĆ, Eine Mostarer Chronik.
VL. ĆOROVIĆ, Radna soba S. St. Kranjčevića.
V. ČURČIĆ, Moderne Pfahlbauten an der Save.
J. DEDIJER, Die Hercegovina. Eine Monographie.

Fortsetzung auf der letzten Umschlagseite.



AUS BERAT UND VOM TOMOR.

ZUR KUNDE DER

BALKANHALBINSEL

I. REISEN UND BEOBACHTUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON

DR CARL PATSCH

LEITER DES BOSN.-HERCEG. INSTITUTS FÜR BALKANFORSCHUNG
IN SARAJEVO

HEFT 13:

M. EKREM BEI VLORA,

AUS BERAT UND VOM TOMOR

MIT 12 TAFELN UND EINER KARTENSKIZZE

SARAJEVO, 1911

DRUCK UND VERLAG VON DANIEL A. KAJON



AUS BERAT UND VOM TOMOR

TAGEBUCHBLÄTTER

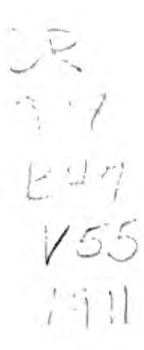
VON

M. EKREM BEI VLORA

MIT 12 TAFELN UND EINER KARTENSKIZZE



SARAJEVO, 1911
DRUCK UND VERLAG VON DANIEL A. KAJON



À MONSIEUR

LE BARON É. DE BORCHGRAVE

ENVOYÉ EXTRAORDINAIRE ET MINISTRE PLÉNIPOTENTIAIRE
DE S. M. LE ROI DES BELGES

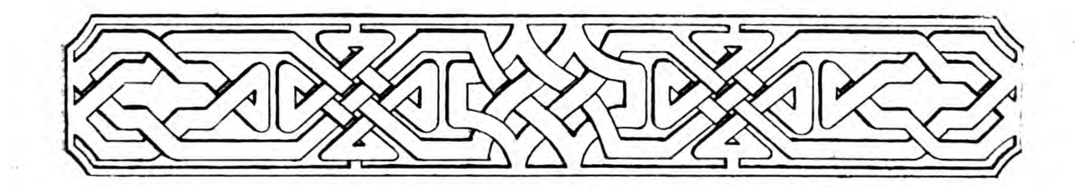
Excellence!

Je Vous dédie les pages suivantes, en signe de ma profonde reconnaissance pour l'intérêt et la sympathie que Vous avez bien voulu témoigner envers ma patrie, mes connationaux et la cause nationale de tous les Albanais — peuple malheureux, mais valeureux.

L' auteur




UNIVERSITY OF WISCONSIN - MADISON
LIBRARY



Vorwort.

Als ich vor nunmehr drei Jahren mein Tagebuch niederschrieb, lag mir der Gedanke fern, einst daraus wenn auch nur einige Worte der Öffentlichkeit zu übergeben. Wie hätte sich auch dieser Wunsch in mir bahnbrechen können, da wir damals zu einer Zeit lebten, in der man selbst seine Gedanken vor argwöhnischen Spionen zu verheimlichen trachten musste, geschweige denn einen Beweis seiner Denkungsweise schriftlich zu geben gewagt hätte. Später nahm ich, ermutigt durch die freundliche Aufforderung des Herrn C. Patsch, an seiner Suite »Zur Kunde der Balkanhalbinsel« mitzuarbeiten, eine Revision der Aufzeichnungen vor; an ihre Veröffentlichung konnte aber nicht gedacht werden. So blieben die Blätter unter vielem andern liegen und harrten besserer Zeiten. Unerwartete Umstände haben uns heute einen gewaltigen Schritt machen lassen! Wir sind nicht nur von einem Staatsregime zum andern übergegangen, sondern von einer veralteten Geschichtsperiode in eine neue getreten. Es ist der grösste, der bedeutendste Wendepunkt in der osmanischen Geschichte, der Untergang des Absolutismus, der Aufgang der freiheitlichen Volksregierung! Das waren die besseren Zeiten, von denen wir träumten, die wir jedoch, ich gestehe es, nicht so nahe heranzurücken uns getraut hätten. Heute also, wo wir gleich allen Kulturmenschen unsere Freiheit wiedererlangt haben, will auch ich meine fast vergessenen Notizen aus einer früheren Zeit hervorholen, um sie der

Öffentlichkeit zu übergeben. Man wird in ihnen manches charakteristische Bild der gewesenen despotischen Zustände finden; man wird aus ihnen manche Lehre ziehen, die in unserer Fortschrittsperiode nicht überflüssig ist. Vielleicht wird man in kürzester Zeit die Möglichkeit solcher Abnormitäten zu bezweifeln anfangen. Dann mögen die folgenden Zeilen ein sprechender Beweis, ein abschreckendes Beispiel sein für das, was uns recht bald eine böse Erinnerung erscheinen wird. Ich hätte manches vor der Veröffentlichung umändern, vielleicht verbessern können, aber ich habe es absichtlich nicht getan. Unsere Gefühle, unsere Denkungsart und Sprache von heute sind so grundverschieden von gestern, dass ich jeden Federstrich vermeiden musste, um die Originalität der Vergangenheit zu wahren. Ich bekenne eindringlich: Meine Reisebeschreibung ist kein zusammenhängendes Ganzes, es ist eher ein Durcheinander von dem, was ich in der kurzen Frist von einem Monat ohne einheitlichen Plan gesammelt habe. Wird sich in diesem Dornenhaufen auch manche Blume finden? Ich weiss es nicht. Albanien ist aber ein Land so voller Neuigkeiten und Eigentümlichkeiten, dass jede von ihnen eine Blume für die Wissenschaft sein könnte. Hoffentlich bin auch ich in meiner Sammlung nicht zu unglücklich gewesen.

Konstantinopel, Februar 1910.

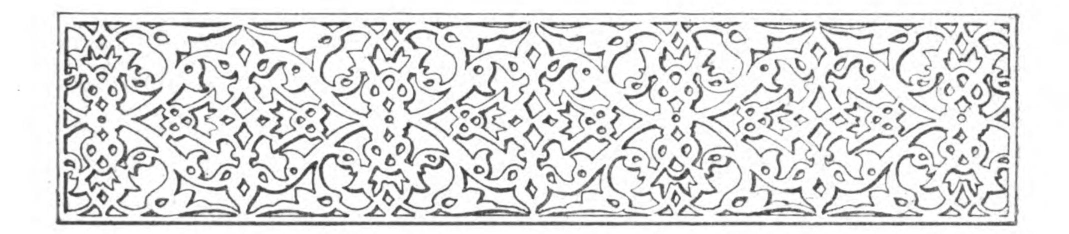


Botes!

Qy gatimi s'esht i vjéjtur —
Te me ndiéni, mos gjikoni.
Ju gezoft kur ta kendoni —
Sa me shéni dyk' é shkrojtur!

Der Öffentlichkeit!

Was ich schrieb, ist minderwertig,
Nehmt es hin und richtet nicht!
Mög' es euch so sehr erfreuen,
Als ich 's schreibend ward begeistert!



I. Von Hani Jagodines nach Berat.

. . . Montag, den 1. Oktober 1906. Das Bellen der Hunde verkündete uns nun deutlicher, dass wir uns einem Dorfe näherten. Die kleinste Häusergruppe in der Müsekié[1]) ist wenigstens schon eine halbe Stunde, bevor man sie erreicht, leicht feststellbar, denn eine Menge Pappeln und Feigenbäume kennzeichnen auf der öden, baumlosen Steppe die menschlichen Ansiedlungen. Dazwischen bemerkt man da und dort das schmutziggraue Dach einer Schilfhütte. Kleine Rauchwolken steigen hinter Brombeerhecken auf und verlieren sich in der stauberfüllten Luft. Der Weg, bisher ein unsicherer Pfad in der endlosen Ebene, wird nach und nach ein von tiefen Radfurchen begrenztes Staubmeer. Mit den ersten Maisäckern erscheinen auch die sie einfriedigenden meterhohen Brombeerhecken. Einige Büffel, ein jämmerlich kreischender Leiterwagen, an dem mühevoll zwei kleine Ochsen ziehen, sperren nun den Weg. Die Dorfhunde stimmen ein ohrenbetäubendes Konzert an und melden so die Ankunft seltener Gäste. Halbnackte Kinder schauen hinter Dorngestrüpp erstaunt hervor, verschwinden aber sofort wieder. Eine Frauengruppe, vom Flusse kommend, mit langen Krügen auf dem Kopfe, wen-

1) Die Müsekié ist die grosse mittelalbanische Ebene zu beiden Seiten des Sémani. Sie wird im Westen von der Adria, im Süden von der Lagune von Arta, von der Wjóssa und den Ausläufern des Malákastre-Gebirges, im Osten von diesem und den Vorhöhen des Schpirágr und der Sulówaberge und schliesslich im Norden vom Schkumbín begrenzt. Vgl. C. Patsch, Das Sandschak Berat in Albanien. Kais. Akademie der Wissenschaften. Schriften der Balkankommission. Antiquarische Abteilung III 134 ff.



det bereits den nahenden Fremden den Rücken zu, damit deren Augen die keuschen Schönheiten nicht schauen. Hinter dem Wagen wird aber im Nu kehrtgemacht, und die Reihe der Feen kichert, erfreut ob der Begegnung, den in einer Staubwolke sich Entfernenden nach. In unmittelbarer Nähe des Dorfes wird der Weg immer breiter. Eigentlich ist er nur eine von Hecken und einzelnen Pappeln begrenzte Weide. Das Fahren auf solch einer Strasse gehört zu den lebensgefährlichsten Akrobatenstücken. Tiefe Furchen, von den hier im Winter in metertiefem Kot und Wasser fahrenden Holzkarren eingeschnitten, scheiden meterhohe Erdanhäufungen voneinander, die mit Gestrüpp und Binsen bedeckt sind. Nur die der Müsekié eigentümlichen Ochsen- oder Büffelwagen, welche eine Achsenhöhe von einem Meter haben, können diese Wege ohne Unfall passieren. Die eigenartigen, zweirädrigen Leiterwagen (vgl. Fig. 1) werden besonders zahlreich in der Gegend von Kawája verfertigt. Man kann auf ihnen 4 bis 5 Zentner transportieren. Die Begegnung mit einer Reihe solcher Vehikel gehört besonders im Sommer zu den widerlichsten Reiseeindrücken der Müsekié, da sie durch die steinerweichende Musik ihrer hölzerner Naben und Achsen, denen nie ein Tropfen Fett zuteil wird, durch den abscheulichen Anblick der Zugtiere, die zum Schutze gegen den Stich lästiger Insekten mit einer grauen Schlammkruste überzogen sind, und endlich wegen des Staubes, den sie so gründlich als möglich aufwirbeln, verhasst werden.

Unser Fuhrwerk, ein russischer Bretterwagen (vgl. Fig. 2), an dem vier winzige Müsekiepferde redlich zogen, wurde entsetzlich herumgeworfen. Der Weg war so mit Erdschollen besät, dass wir jeden Augenblick darauf gefasst sein mussten, mit ihnen eine ungemütliche nähere Bekanntschaft zu machen. Eine vor uns mit lebhaftem Geschrei auffliegende Enten- und Gänseschar verkündete die Nähe eines Meierhofes. Im Vorbeifahren sah ich grosse Gänseriche mit einer Unzahl goldgelber Gänschen in einer umfangreichen Pfütze gravitätisch herumwaten. Solche Wasseransammlungen sind meist künstlich angelegt. Sie heisen Léer und dienen im Hochsommer, wenn auf der Ebene weit und breit kein Tropfen Wasser mehr zu finden ist, den Büffeln als Badewanne. Zu beiden Seiten des Weges liegen einige Bauernhöfe. Man sieht von ihnen jedoch nichts



als eine dichte Dornenhecke und dazwischen ein in der Regel windschiefes Holzgitter, das als Tor dient. Wir bogen nach rechts auf einen Seitenweg ein und fuhren in den Hof des Hans[1]) von Jagodína.

Es war Mittag. Diejenigen, die nicht wissen, was eine Reise zu dieser Jahreszeit und zu dieser Tagesstunde in der Müsekié bedeutet, können uns die Freude nicht nachfühlen, mit welcher wir hier die im Schatten zahlreicher Pappeln herrschende Frische von 30° R begrüssten.

Der Han ist klein und armseliger als alle seine Mitbrüder. Da er nur im Sommer für den Weg nach Berát in Betracht kommt, so sind seine Räume und sein Stall sehr beschränkt. Sie waren überdies von einer nach Walóna reisenden christlichen Braut und deren Begleitung besetzt. Wir mussten es uns infolgedessen auf einer kleinen Wiese hinter dem Gebäude bequem machen. Der Handschi,[2]) der eine so grosse Karawane wohl noch selten zu bewirten gehabt hatte, verlor alle Fassung. Er beruhigte sich jedoch, als wir ihn versicherten, dass wir ausser Trinkwasser und ein wenig Pferdefutter nichts benötigten. Nahrungsmittel führten wir bei uns. Das Wasser ist hier wie in der ganzen Müsekié ungemein schlecht; es stehen lediglich die Flüsse zur Verfügung. Da die Einwohner die segensreichen Einrichtungen der Zivilisation nicht kennen, somit Filter unbekannte Dinge sind, mussten wir uns mit diesem graugrünen, erdig schmeckenden Getränk zufriedengeben. Glücklicherweise führte ich in meiner Apotheke Kognak mit. Damit gemischt, wagte ich, solch fragliches Wasser zu trinken. Später erfuhr ich, dass hier trotz alledem der Typhus eine selten vorkommende Krankheit ist. Man nennt ihn Lngüér. Vorkommenden Falls soll er aber tödlich sein. Das ist auch begreiflich, wenn man bedenkt, in welch unsinniger Weise hier alle Krankheiten behandelt werden. Ich erfuhr dies selbst von einem in der Umgegend berühmten Heilkünstler namens Játsche. Der Mann, der ein fieberkrankes Kind an der Hand führte, erklärte mir allen Ernstes, er werde es mit einer ausgedörrten Schlangenhaut, die er dem kleinen Patienten um den Arm winden werde, mit einem

1) Einkehrhaus.
2) Wirt.

Kräutergemisch und mit vielen heiligen Sprüchen heilen. Dass er und seine Klienten fest daran glaubten, ist zweifellos. Der Kleine tat mir leid, und da mir seine armen Eltern klagend erzählten, dass die Kur des berühmten Doktors bereits eine Kuh gekostet habe, liess ich den alten Schwindler fortjagen. Dies Vorgehen rief unter den umherstehenden Bauern Entrüstung und Schrecken hervor, zumal da ihnen der Ehrenwerte beim Weggehen gesagt hatte, ich würde das Kind töten und mich würde darauf ein Blitz vernichten, weil ich die heiligen Mittel seiner Kunst gelästert hätte. Man erwartete ohne Zweifel allgemein, dass die Prophezeiung des fast heilig gehaltenen Mannes in Erfüllung gehen werde. Ich liess das Kind zu mir bringen, untersuchte es, mass seine Temperatur, zählte den Puls und erkannte, dass es an einem starken Malariafieber litt. Ich verordnete vor allem Luftwechsel. Die Eltern versprachen mir, den Kleinen nach dem Kloster Ardenítza zu bringen. Dann gab ich ihnen aus meiner Apotheke einige Rizinusölkapseln und zehn Chininoblaten mit der Weisung, dem Kranken jeden Morgen eine zu verabreichen. Die armen Leute dankten mir mit Tränen in den Augen. Ich bin jedoch sicher, dass sie über den Erfolg meiner medizinischen Experimente im Zweifel waren. Ihnen imponierte wahrscheinlich meine umfangreiche, mit glänzenden Flaschen und einigen Instrumenten vollgespickte Reiseapotheke mehr als die einfache, selbstverständliche Art der Mittel.

Die Medizin ist in Albanien ein ausgedehntes, ergiebiges Berufsfeld. Vielleicht nirgends findet man so viele Wunderdoktoren und so unsinnige Hausmittel wie hier. Solange sie unschuldiger Natur sind, hätte man gegen ihren Bestand nichts einzuwenden. Was muss man aber sagen, wenn hauptsächlich sie zur Verbreitung der furchtbarsten Krankheiten beitragen? Und wie muss man über die Sanitätsbehörden urteilen, die eine unwissende Bevölkerung durch ihre Indolenz und ihren schlechten Willen zugrunde gehen lassen! Es wird die Zustände beleuchten, wenn ich hier das volkstümliche Heilverfahren wiedergebe, das man gegen die Syphilis anwendet, welche die Müsekié und die Dörfer um Elbassán und Tirána verheert.

Die Syphilis, albanisch Früngiüs oder Kímia genannt, wird an den vorausgehenden Hals- und Kopfschmerzen, zuletzt an einer weissen Wunde, dem Schanker, erkannt. Sobald sie konsta-



tiert ist, kommt der Patient in einen abgesonderten Raum, wo nun die Kur, welche 40 Tage dauert, beginnt. Das Hauptheilmittel ist die Sarsaparilla (Smilax medica, Smilax sarsaparilla). Davon wird ein Kilo genommen und in einem Mörser klein gestossen, worauf man die Fasern vom Pulver trennt. Die ersteren werden gekocht, und von dem mit etwas Zucker versüssten Wasser bekommt der Kranke jeden Morgen und Abend ein Kaffeetässchen voll zu trinken. Das Pulver wird in 40 gleiche Teile geteilt, die man dem Patienten mit Zuckerstaub vermischt (2 Teile Sarsaparilla, ein Teil Zucker) zweimal täglich verabreicht. Während dieser Kur ist folgende Diät vorgeschrieben: Die ersten 15 Tage kalter Mehlkuchen, Kulátsch, mit Honig, darauf 10 Tage lang dieselbe Speise mit Eiern und die letzten 15 Tage gebratenes, aber ungesalzenes Hammelfleisch vom Halse des Tieres. Als Getränk darf die ganze Zeit hindurch nur gekochter Honigsirup genossen werden. Vom 40. Tage an muss der Kranke drei Tage lang Wasser, in dem ein Dickdarm gekocht wurde, trinken, worauf die Kur zu Ende ist. Während ihrer Dauer wird der Patient jeden zweiten Tag umgezogen, da er die ganze Zeit hindurch schwitzen muss.[1])

Die Müsekié kennt noch ein anderes Verfahren gegen die Lustseuche, doch ist es weniger gebräuchlich. Die Fasern und das Pulver der Sarsaparilla werden mit einigen bitteren Kräutern, unter denen hauptsächlich die Brennessel vertreten ist, zu einem Kuchen geknetet, der an der Sonne getrocknet wird. Dann legt man ihn auf ein Glühfeuer, über das sich der Kranke beugt. Der eingeatmete Rauch soll unfehlbar helfen, habe jedoch die üble Wirkung, dass die Frau, welche dieser Prozedur unterzogen wird, nicht mehr gebiert. Die Krankenkost entspricht hiebei der oben angeführten.

Die Regierung hat in Kleinasien, in den Wilajeten Kastamuni, Siwas und Angora, Heilanstalten für Syphilitische zu Hunderten errichtet, dort also, wo die Krankheit weit seltener ist. In Albanien, wo ganze Landstriche infiziert sind, kümmert man sich dagegen gar nicht um sie. Vielleicht sieht man in ihr ein gutes Mittel, die Reihen der unbotmässigen Albanier zu de-

1) Eine ähnliche Heilprozedur kennt auch die ältere Medizin, die als Hauptmedikament ebenfalls die Sarsaparilla, mit Alaun und Merkur gemischt, anwendete. Die heute korrumpierte Anwendung des Medikaments ist sicherlich aus Italien nach Albanien gekommen.



zimieren! Die Seuche hat in manchen Orten so mörderisch gewirkt, dass ich z. B. in einem Dorfe der Landschaft Sulówa nur 3% der Einwohner zählte, die von ihr verschont geblieben waren. Sie ist in Albanien vor kaum 30 Jahren mit dem damals beginnenden obligatorischen Militärdienste eingeschleppt worden. Die militärischen Behörden hätten darum allen Grund, durch ihre Taugenichtsdoktoren, die in Stambul zu Hunderten nur den Säbel schleppen, die Generale und Marschälle sind, beim Heere eine geregelte Sanitätsverwaltung einzuführen, um wenigstens von dorther die Verbreitung von Infektionskrankheiten hintanzuhalten.

Die Influenza, die bei uns häufig auftritt, wird folgendermassen geheilt. Man lässt den Kranken in heissem Wasser, in dem zuvor Brennesseln gekocht wurden, eine halbe Stunde baden. Dann wird er in wollene Tücher gewickelt, bekommt eine Tasse gekochten Schwarzen Pfeffer zu trinken, und muss hierauf stundenlang schwitzen.

Der Biss einer giftigen Schlange kann nur von dem geheilt werden, der von einem Dedé, heiligen Mönche, Scherbét getrunken hat und dadurch geweiht worden ist. Solche Leute bewahren zu dem Heilzwecke stets einige Schlangen, die jemand bereits gebissen haben, in einer mit Wasser gefüllten Flasche auf. Der Arm des Gebissenen wird oberhalb der Wunde fest zusammengeschnürt, und diese mit dem verwesenden Wasser, in dem die Tiere aufbewahrt werden, gewaschen.

Bei Lungenentzündung wird der Kranke zuerst mit Öl, Essig und Salz eingerieben, dann lässt man ihn schwitzen. Hierauf wickelt man ihn in durchlöchertes, mit Honig und Rotem Pfeffer beschmiertes Papier ein, und zu guter Letzt näht man ihn in die Haut eines frisch geschlachteten Schafes ein, in der er einige Tage aushalten muss.

Der Gebrauch von Amuletten, die aus Papierstückchen mit frommen Sprüchen bestehen und entweder getragen oder, in Wasser aufgelöst, getrunken werden, ist überall verbreitet. Ihre Anfertigung bildet eine Hauptbeschäftigung heiliger Schwindler beider Konfessionen. Dies könnte man jedoch nach dem Grundsatze »Hilft es nicht, so kann es auch nicht schaden« hingehen lassen, nicht aber die der Öffentlichkeit schadenden Heilmittel, auf die

das Augenmerk zu richten, die allererste Pflicht der Regierung wäre. Da bei Epidemien an eine Isolierung der Kranken gar nicht gedacht wird, wüten die Krankheiten in furchtbarer Weise, und ist es vielleicht nur der gesunden Konstitution der Albanier zu danken, dass ihnen schliesslich doch Einhalt getan wird.

Als wir im Han von Jagodína zum Aufbruch bereit standen, bat mich einer der Begleiter der im Han ausruhenden Braut, von der Hand der Schönen einen Kaffee anzunehmen. Das ist eine ganz besondere Ehrenbezeigung; ich musste also der Einladung nolens volens Folge leisten. Ich nahm nur L . . . und drei von den mich begleitenden Aga mit und trat in den Han. Er ist wie alle Bauten der Müsekié aus Balken, Strohgeflecht und Kot errichtet. Rechts vom Eingangstor befindet sich ein Laden, in dem Raki, Zucker, Kaffee, bunte Frauenkopftücher und einige Kleiderstoffe feilgehalten werden. Wehe dem, der hier einzukaufen gezwungen ist! Der Dükandschi[1]) hat unglaubliche Preise. Den übrigen Teil des Erdgeschosses bildet der Stall, ein dunkler Raum, in den die Pferde einfach hineingestopft werden. Schlimm steht es um die im oberen Stockwerk Ruhenden, wenn sich unter den Tieren ein Individuum mit schlechten Manieren befindet. Ich erlebte es einmal in einem solchen Han, dass sich zwei Pferde im Stall schlugen, hiebei schlugen sie auch eine grosse Bresche in die Wand; der Boden des Zimmers, in dem wir lagen, fing plötzlich an nachzugeben, und wir hatten kaum Zeit, aus dem Gebäude zu springen: Hinter uns stürzte ein Teil des Hotels zusammen.

Auf einer holprigen Stiege gelangten wir auf die Veranda des oberen Stockwerks. Hier liess ich mich nach den üblichen Begrüssungen auf einer mit rotem Teppich bedeckten Matte nieder, fragte der Landessitte gemäss nach dem Befinden aller, wohin die Braut reise, woher sie komme und wessen Tochter sie sei. Nach einer halben Stunde des Hin- und Herfragens glaubte ich all meine Höflichkeitsformeln erschöpft zu haben und endete, Atem schöpfend, mit dem obligaten Glückwunsch: »Qofshit gezuar! U trashgofshin! Möget ihr erfreut sein, mögen beide einander in ungetrübtem Glück angehören!«

1) Krämer.



Nach langem Warten — die Braut liess sich, nach dem lebhaften Geflüster hinter der Tür zu urteilen, bitten — erschien, in einen bis auf die Knie reichenden, roten Tuchsack gehüllt, ein Mädchen von mittlerer Gestalt. Der Älteste der Versammlung stand auf, befreite das Gesicht der Holden vom Schleier und gab ihr eine Tasse Kaffee und ein Stück Zucker in die Hand. Sie trat langsam und zögernd, von einem ihrer Verwandten geführt, auf mich zu, überreichte mir erst den Zucker und dann den Kaffee. Ich nahm beides, dankte und legte ein Zwanzigfrankstück auf die blecherne Servierplatte, die sie in der Hand hielt. Der Zweck war erreicht, wir konnten gehen!

So stiegen wir, von allen begleitet, in den Hof hinunter und setzten uns auf den Wagen. Leider mussten wir auf das inständige Bitten der Leute noch einen Augenblick warten, bis sich auch der Brautzug bereitstellte. Kurz vor der Abfahrt überreichte der Handschi meinem Verwalter die Rechnung für den zweistündigen Aufenthalt, und da sich Che . . . weigerte, die unverschämten Preise zu akzeptieren, wurde mir die Sache vorgelegt. Der folgende, wörtlich angeführte Dialog ist charakteristisch für den hier herrschenden Volksgeist. »Wie ist es möglich, dass wir in zwei Stunden über 350 Piaster Ausgaben machten?« fragte ich. »Mache die Rechnung bis ins einzelne!« »Herr«, erwiderte der Handschi ernst, »du gabst der Braut da für einen Kaffee 100 Piaster. Ich habe mehr Kaffee gegeben, als du dir denken kannst. Wenn du marktest, was wird aus meinem Han werden? Du tust mir Armen unrecht, Herr! Gib mir das Geld, und Gott wird 's dir lohnen!« Dieser Logik war nicht zu widersprechen. Der Mann hätte entschieden jeden verweigerten Piaster als ein ihm zugefügtes Unrecht angesehen. Ich wollte ihn nicht mit dem altbewährten Rezept der hier Durchreisenden heimschicken. Der Handschi bekam sein Geld, und ich hatte einen neuen Beweis für die universelle Rupfsucht aller Hoteliers der Welt.

Endlich brachen wir auf, nahmen die Braut auf hohem Rosse in unsere Mitte und begleiteten sie einige Hundert Meter vor das Dorf. Als sich unsere Wege trennten, gab das Brautgefolge nach alter albanischer Sitte eine Gewehrsalve ab, die wir lebhaft erwiderten; dann verschwand die Gesellschaft in einer Staubwolke, während wir unser Gefährt nach der Gemarkung von Suk lenkten.



Hinter Jagodína nähert sich der hier beiderseits von alten Weiden gesäumte Weg noch einmal dem Sémani. Die Ebene war auf der nun durchfahrenen Strecke ebenso wie bei Pórtscha und zwischen Schkósa und Bellína vollkommen trokken. Im Winter jedoch oder nach starken Regengüssen tritt der Sémani an einer sehr niedrigen Stelle zwischen Kálmi und Tzermájani aus und überflutet eine Fläche von mehr als 15.000 Hektar. Es genügt hiezu schon ein kaum 50 *cm* hohes Steigen des Flusses. Auf diese Weise geht ein so gewaltiges Areal dem Ackerbau verloren, und dies infolge Lässigkeit und Kleinlichkeit, da die Besitzer der umliegenden Güter, welche doch das grösste Interesse daran haben müssten, dass den Verheerungen Einhalt getan werde, sich über die einfachsten Bedingungen nicht einigen können. Ein Gebiet, das vielleicht Millionen wert ist, liegt wegen einer Differenz von kaum 10.000 Kronen nicht nur brach, sondern wird durch das im Winter sich anstauende Wasser die furchtbarste Fieberstätte und ein Verkehrshindernis für die ganze Gegend. Auch der Wakf[1]) und die Krone, denen die angrenzenden Güter Fráschri, Kutalí, Drenowítza u. a. gehören, sehen mit unglaublicher Indolenz ruhig zu, statt mit gutem Beispiel tatkräftig voranzugehen.

Die Vernachlässigung der Flüsse hat leider noch andere schwere Schädigungen des hiesigen Wirtschaftslebens zur Folge. Infolge des Mangels an Brücken wird oft wochenlang der Verkehr ganz unterbunden, was zur Zeit der Heimkehr der Herden von der Hochweide ganz besonders schwer empfunden wird. Die Hirten suchen sich dann auf folgende Weise zu helfen. Einer von ihnen eröffnet mit einer Glocke in der Hand den Zug über die Furtstelle, während die andern flussabwärts eine Kette bilden, um diejenigen Tiere aufzufangen, welche von der Strömung fortgerissen werden. Die ganze Operation ist höchst schwierig und gefährlich; in ihr sind besonders die Walachen Meister. Auf den zwei Flüssen Sémani und Wjóssa hat man Fähren primitivster und unbequemster Art geschaffen. Sie sind oval, aus rohen Baumstämmen zusammengefügt und haben eine 50 *cm* hohe, ringsumlaufende Brüstung (vgl. Fig. 3). Bei Hochwasser und starker Strömung werden sie mit zwei schweren Holzrudern regiert und der Strömung preisgegeben,

1) Kirchengut. Hier speziell Eigentum der Kiabe in Mekka.

die das Floss an das andere Ufer treibt, worauf es mit einem Seil wieder gegen die Strömung hinaufgezogen wird. Im Sommer zieht man die Fähre an einem über den Fluss gespannten Seile. Auf dem Unterlauf der Wjóssa sind drei solche Überfuhren vorhanden: bei Bíschan, Béschischt und Rómssi; auf dem Sémani bei Libówscha, Petówa, Mbróstar, Jagodína und Sána. Die zwei erstgenannten Wjossafähren werden von der Regierung um 27—30.000 Piaster (5400 — 6000 Kronen) jährlich verpachtet. Für jedes Tier mit oder ohne Reiter kostet die Überfahrt 50, für eine Person 30 Heller. Bei Hochwasser, wenn die Furten unpassierbar sind, können die Preise je nach dem Belieben des Unternehmers verdoppelt, vervielfacht werden! Ein solches Geschäft ist eine wahre Goldgrube, zumal da das in jedem Floss investierte Kapital kaum 300 Kronen übersteigt. Auf den kleineren Wasserläufen und besonders auf den Strandseen verwendet man Einbäume, Lundr (vgl. Fig. 4), ausgehöhlte Baumstämme, die mittels einer langen Stange, an deren einem Ende ein halbmondförmiger Ansatz befestigt ist, vorwärts gestossen werden.[1]) —

Mit tropischer Glut brannte die Sonne auf uns herab, und wiewohl es fast 4 Uhr nachmittags war, zeigte mein Thermometer in der Sonne 35° R. Unsere Tragtiere und die berittenen Diener konnten vor Ermattung nur mit Mühe dem Wagen folgen. Rechts von uns lagen die ausgedörrten Maisfelder von Suk, das sich, kaum einen Kilometer entfernt, hinter einer Baumgruppe verbarg. Links, nach Süden zu, schweifte der Blick über die Ebene dem Han von Rosskowétz und den Vorhöhen der Malakástre But zu. Die Atmosphäre war drückend. Kein Zeichen von Leben in der Natur weit und breit. Nur der Osten fesselte den Blick, denn vor uns erhob sich in graugelben Reflexen die Kiafé Skiépurit mit dem auf ihrer Seite, einem weissen Bande gleich, nach Berát sich hinaufwindenden Wege. Und über dem stolzen Kamme des Schpirágr stieg majestätisch der Gipfel des fernen Tomór zum Himmel empor. Die stolzen Felsen blinkten wie Diamanten, einen malerischen Kontrast zu der weiter unten sich verschmelzenden Farbenfülle bildend. Dorthin richteten sich unsere Augen und unser Sinn. Ich gedachte der Aufgaben, die dort der For-

1) Vgl. Patsch, Das Sandschak Berat in Albanien Sp. 59 Fig. 46, Sp. 99.



schung harren, und erwog meine Pläne, zur Lichtung des Dunkels beizutragen. Meine Begleiter schauten indes besorgt nach jener Wildnis, die ihrer wartete. Ich hörte hinter mir leise Proteste gegen eine Reise auf den Tomór, und es fehlte auch nicht an lauteren, eindringlichen Abmahnungen. Meine Reisegefährten gehörten diesmal zumeist der halbzivilisierten Kategorie meiner Landsleute an. Es waren Aga oder, mit andern Worten, verweichlichte, in jeder Beziehung korrumpierte Menschen. Es gibt in Albanien nichts Ungemütlicheres und Umständlicheres, als mit einer solchen Begleitung zu reisen. Ich habe mir während meiner Tour mehr als einmal all diese Leute weit weggewünscht, obgleich sie mich sicherlich mit den besten Absichten begleitet haben, für die ich ihnen an dieser Stelle meinen Dank ausspreche. Derjenige aber, welcher bequem und nach seinem Gutdünken reisen will, soll nur vier oder fünf seiner eigenen Diener mitnehmen und sich womöglich um alles Gerede Hoch- und Niedrigstehender wenig kümmern.

Wir fuhren nun am Fusse des kleinen Hügels vorbei, auf dem die paar Häuser des Tschiftliks Kutalí stehen. Dieses Gut gehört dem Wakf, das es wie alle seine Besitzungen sehr vernachlässigt. Auf der Höhe steht das Haus des Subásch[1]), aus Stein und Mörtel erbaut, ein Monumentalbau für diese Gegend. Weiter im Süden erhebt sich auf einer kuppelartigen Anhöhe eine verfallene Kapelle der Orthodoxen Kirche, die, wiewohl Ruine, eine Wallfahrtsstätte ist für die christliche Umgebung, Albanier und einige Walachenfamilien.

Kutalí und seine Umgebung bieten wenig Sehenswertes. Das Interessanteste, was ich hier sah, war entschieden eine Schar Gänse, die unser Wagen aufscheuchte und die merkwürdigerweise uns in gerader Linie voranflog. Zu beiden Seiten des Kopfes hingen den Vögeln weisse Bänder herab. Meine zoologischen Kenntnisse reichten zur Erklärung der Anhängsel nicht aus; ein Kind, das wir trafen, gab uns die Deutung: Man steckt hier den Gänsen eine Feder durch die Nasenlöcher, um sie am Durchschleichen der Hecken der Fruchtfelder zu hindern.

Hinter Kutalí durchquert den Weg einen zu dieser Jahreszeit halbtrockener Sumpf, durch den ein brückenartiger Damm

1) Der Dorfälteste.

führt, der den Anfang des Weges bildet, welcher die Kiafé Skiépurit mit dem Dorfwege verbindet. Im Winter und nach langen Regengüssen entsteht hier um den Fuss der Hügel ein grosser See; nun weideten in dem meterhohen Schilf Herden kleiner Ochsen und von Büffeln, die an den zahlreichen Pfützen wohlige Suhlplätze hatten. Wir fuhren weiterhin eine ziemlich starke Steigung hinauf und mussten oft absteigen, um mit Spaten und Hacke für den Wagen den Weg zu bahnen. Wir betraten damit die Reichsstrasse, die von Berát nur bis hierher gediehen ist. Unser Fuhrwerk wurde trotzdem furchtbar herumgeworfen; jeden Augenblick waren wir gewärtig, dass alles aus den Fugen geht.

In einer kleinen Talsenke sprudelt inmitten einer armseligen Häusergruppe eine Quelle aus dem Boden. Zu unserer Linken waren die Hügel kahl. Nur hie und da sah man zwischen den am Abhang sich hinziehenden Felsenreihen einige Disteln und Grasbüschel. Rechts war die Vegetation üppiger, obgleich auch hier Feuer und Axt arg gewütet hatten. Zerstreute Myrtensträucher mischten sich hier mit jungen Eichenschösslingen, aus deren Mitte die alten verbrannten Stämme herausragten.

Die Strasse steigt immermehr an, wird jedoch auf ihrer letzten Strecke bis zur Höhe ganz leidlich. Oben begrüsste uns Jljas Bei Virjón, der sich hier zu unserem Empfange aus Berát eingefunden hatte. Während der kurzen Rast, die wir machten, ermittelte ich links oberhalb der Strasse die Seehöhe mit 115 *m.* Ich bestieg nun mit Jljas Bei dessen Wagen, und nun begann der vielgefürchtete Abstieg der Kiafé Skiépurit.

Vor uns öffnete sich in seiner ganzen Schönheit das Tal des Lúmi Berátit. Der silberne Streifen des zwischen farbenreichen Ufern dahinziehenden Flusses, die grünen Hügel des Vordergrundes und die Festung von Berát im Hintergrunde gaben mit den fernen Hochgebirgen und den tausendfältigen Lichtspielen der sinkenden Sonne ein künstlerisch wohltuendes Bild.

Wir beeilten uns, so gut es auf der holprigen Strasse ging, denn bis Berát hatten wir noch volle zwei Stunden. An den zu unserer Linken liegenden Dörfern Mustafájes und Póska vorbei, näherten wir uns der Brücke Ure Hassán Béut. Gegenüber von Paschάli,[1]) einem Tschiftlik von Nüzhet Bei Virjón, wurde

1) Vgl. nun die beigegebene Karte.



der Weg bei einer aus Kalkfelsen entspringenden, schwach schwefelhaltigen Quelle ganz eben. Ich mass hier 65 *m* Seehöhe. Bei der Brücke angekommen, stiegen wir aus, um die am Rande des Flusses zutage tretenden Schwefelquellen zu besuchen. Schon auf 30 *m* Entfernung macht sich ein intensiver Schwefelgeruch bemerkbar. Es sind zwei Quellen; beide liegen am linken Ufer. Die eine entspringt kaum 100 *m* von dem bei der Brücke gelegenen Han entfernt, die andere einige Minuten oberhalb bei den Resten eines alten Brückenpfeilers. Ohne jedwede Badeeinrichtung, sind sie bei Hochwasser ganz überschwemmt und nur an einigen Wirbeln und dem Geruche erkennbar. Ich versuchte, das Wasser zu trinken, und fand, dass es, wenn man sich von dem ungewohnten Geruche nicht beeinflussen lässt, viel besser schmeckt als das Flusswasser. Die Temperatur beider Quellen war 17·5° R. Am 15. August a. St. patschen hier oft mehrere Hundert Menschen herum. Es ist der Tag der Schem Rie (Hl. Maria), an welchem dem Wasser überhaupt Wunderkraft zugeschrieben wird. Die Frauen der Müsekié gehen an diesem Marientage ins Meer baden, die der Berge in einen Bach oder Fluss. Besonders sollen die überschlagenden Wellen die Kraft besitzen, sterilen Frauen zum Mutterglück zu verhelfen. In der Nähe unserer Quellen hing eine Unmenge Fetzen aller Farben herum. Man belehrte mich, dass es Weihegaben Leidender seien.

Wir eilten zum Han zurück. Hier beginnt zu beiden Seiten der Brücke seit einigen Jahren sich ein Dorf zu bilden. Gegenwärtig besteht die Ansiedlung aus fünf oder sechs Einkehrhäusern, die sämtlich den Bei von Berát gehören, aus einigen Verkaufsläden und einer Bäckerei. Im Frühjahr kommen viele Leute aus Berát und dessen Umgebung, um hier die Badekur zu machen.

Die Brücke Ure Hassán Béut ist ein treffliches Bauwerk (vgl. Fig. 5). Auf fünf massiven Pfeilern aus Granit schwingt sie sich in leichten Wölbungen über den Fluss. Warum man sie Ure Hassán Béut nennt, habe ich nicht erfahren können. Ihren Bau hat Kurd Ahmed Pascha begonnen; vollendet hat ihn um 1800 Ibrahim Pascha Vlora. Wahrscheinlich hat vor einigen 50 Jahren der gleichnamige Grossvater des vor kurzem in Siwas in der Verbannung gestorbenen Hassan Bei eine gründliche Reparatur der Brücke vornehmen lassen, worauf ihre Benennung nach seinem Namen gebräuchlicher wurde.



Von der Brücke ist der Boden zu beiden Seiten der Strasse besser bestellt. Zahlreiche Baumgruppen wechseln mit ausgedehnten Reisfeldern ab. Die letzteren sind schuld an dem traurigen Zustande der Strasse. Von Zeit zu Zeit versank unser Wagen bis über die Achsen in grossen Wasserlachen, die von dem auf den Reisfeldern des Tschiftliks Moráwa nicht mehr benötigten, abgelassenen Wasser gebildet wurden. Dadurch wird der Unterbau der Strasse immer mehr gelockert, bis er in kürzester Zeit ganz und gar unbrauchbar sein wird. So zerstören Söhne und Enkel unbewusst die segensreichen Werke der Väter. Die 12—15 *km* lange Strasse ist nämlich von den Vätern der heutigen Bei Hussein und Kahreman Pascha erbaut worden.

Auf der Weiterfahrt begegneten uns, von der Stadt oder von den Äckern kommend, Zigeunerscharen (vgl. Fig. 6 und 7), denn Moráwa und die benachbarten, am Lúmi Berátit liegenden Güter sind fast ausschliesslich von ihnen bewohnt. Sie haben sich hier seit Jahren niedergelassen und geniessen die gleichen Rechte, deren alle andern Bauern auf den Tschiftlik teilhaft sind. Sie nennen sich Ardschí, und werden auch so von der andern Bevölkerung genannt. Im Sandschak Berát gibt es wohl da und dort auch noch wandernde Zigeuner, doch sucht man sich ihrer hauptsächlich des Pferdediebstahls wegen zu entledigen. Die sesshaften Zigeuner sind dagegen beliebt, ich möchte sagen, bemitleidet. Sie sind arbeitsam, genügsam und treu. Dass aber auch sie ihren Rassenfehler, den Hang zum Diebstahl und zum Betteln, nicht aufgeben, davon kann man sich leicht durch den Besuch einer ihrer Ansiedlungen überzeugen. Die Frauen sind als Zauberinnen, Wahrsagerinnen und Tänzerinnen sehr geschätzt. Das Völkchen hat sich auch hier für den internsten Verkehr seine eigenartige Sprache erhalten, und zwar um so reiner, als fremde Einheiratungen höchst selten vorkommen. Charakteristisch ist der Religionswechsel der Leute: Sie werden Mohammedaner oder Christen je nach den Umständen. Sie akkommodieren sich um so leichter, als sie an keine dieser Religionen glauben, sondern ihrer eigenen Tradition treu bleiben. In dieser spielt die Verehrung der Sonne als Gottes Widerschein die Hauptrolle. Geistig sind die braunen Gesellen sehr minderwertig, und zwar nicht infolge ihrer schlechten Existenzbedingungen, sondern, wie mir scheint, von Natur aus. Ihre Einwanderung in Albanien soll im XII. Jahrhundert erfolgt sein.



In den Städten leben ebenfalls sesshafte Zigeuner. Man nennt sie Evghít. Sie selbst weisen diesen Namen als Schimpf zurück und wollen von den andern Stadtbewohnern nicht geschieden werden. Sie lehnen auch jede Gemeinschaft mit den Dorf- und Wanderzigeunern ab. Trotzdem wird man in ihnen wegen ihres Typus und mancher Charaktereigenschaften seit langem sesshafte Landzigeuner erkennen dürfen, die ihre Sprache und Religion aufgegeben haben. Die Männer sind Schmiede und Schlosser, die Frauen zumeist Tänzerinnen mit sehr freien Anschauungen.

Gegen 6 Uhr abends kamen wir in der Nähe des Dorfes Duschník zum Hani Mulájt. Es ist dies ein verlassener Gasthof, von dem nur die vier Mauern stehen, die nach dem, was man mir erzählte, von mancher Orgie vergangener Zeiten berichten könnten.

Hier erwartete uns Asis Pascha Virjón mit einigen Notabeln der Stadt. Wir hielten nur 5 Minuten, um die Herren zu begrüssen. Als die ersten Häuser des am Westfusse des Burgberges von Berát gelegenen Viertels Murád Tschelepíe in Sicht kamen, wurde der Zug geordnet. Die Sache erschien mir wie die Vorbereitungen für eine Extravorstellung hinter den Kulissen eines Schmierentheaters. Ich konnte mich des Lachens nicht erwehren. Zwei ziemlich schäbig aussehende Suwari[1]) auf winzigen Rössern eröffneten tänzelnd den Zug. Von einer Ordnung war aber sehr bald wieder keine Spur. Die Albanier sind gewohnt, im Gänsemarsch zu reiten und zu gehen, und jetzt sollten sie dem Wagen reihenweise folgen! Der Atavismus brach sich rücksichtslos bahn, jeder wollte der nächste sein; die ganze Schar schob und stiess sich. Als vollends die Strassenjungen von Murád Tschelepíe dem Haufen jubelnd nachliefen, war es mit der mühsam bewahrten Fassung ganz aus, zum grossen Verdrusse aller Zeremonienmeister und Etikettmeier. So gelangten wir zwischen mohammedanischen Friedhöfen zu der Brücke, welche Berát mit der Vorstadt Gorítza verbindet, und durch den gedeckten Basar, in dem eine neugierige Menge der Kavalkade harrte, zum Hause des Herrn Asis Pascha Virjón. Hier stiegen wir aus und traten nach den üblichen Begrüssungen in den Hof, worauf man uns in den Selamlik, albanisch Dzapaná genannt

1) Gendarmen.

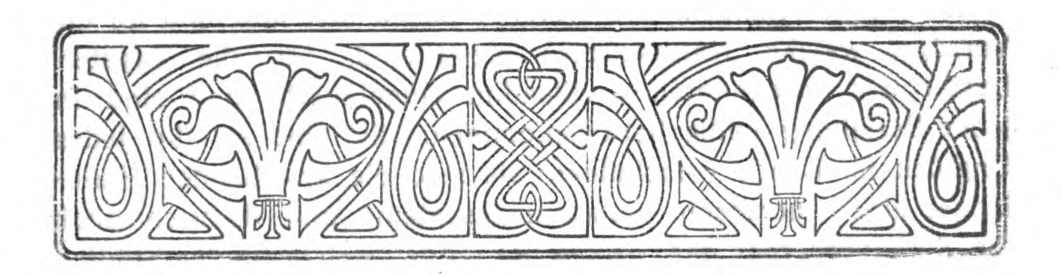


führte. Da schon nach wenigen Minuten der Hausherr erschien, blieb mir nicht einmal Zeit, mein Äusseres für die zahlreichen Besuche, die jetzt folgten, instand zu setzen. Meine Leute und Pferde wurden in den ausgedehnten Nebenräumlichkeiten untergebracht.

Die Familie, deren Gast ich war, gehört zu den feudalen Geschlechtern Albaniens und hält an der selten gewordenen alten Sitte unbeschränkter Gastfreundschaft fest. Der Hausherr hält offene Tafel. Die Zahl der Gäste wuchs ohne Unterbrechung, und als wir uns zum Abendessen niedersetzten, war die Tafelrunde 30 Personen stark. Da auch für die Armen und Niedrigstehenden unter der Aufsicht des Oberverwalters gedeckt war, so zählte ich insgesamt etwa 60 Personen und zwar bei jeder Mahlzeit. Früher war es noch schlimmer. Da die Sitte verlangte, dass jeder durchreisende Fremde beim Bei absteige, so traf man noch vor 40 Jahren in jedem feudalen Herrenhause nicht selten mehrere Hundert Personen an. Heute ist es anders geworden. Finanzielle Schwierigkeiten, Verfolgungen von seiten der Regierung und Schmälerung der Einkünfte haben die schönen Zeiten zum Märchen werden lassen.

Erst spät legte ich mich nieder. Die 80 *km*, die wir zurückgelegt hatten — die hier beschriebene Strecke ist nur 38 *km* lang —, die Hitze, der Staub und die langweilige Müsekié hatten mich so ermüdet, dass ich sofort in tiefen Schlummer verfiel.





II. Einige Tage in Berat.

Am nächsten Morgen beschloss ich, nur wenige Tage in Berát zu verweilen, da ich meinen Plan, den Tomór zu besteigen, sonst wohl hätte aufgeben müssen. Die Jahreszeit war zu vorgeschritten; die Regengüsse hatten vor 10 Tagen begonnen. Es war gut möglich, dass uns auf halbem Wege anhaltend schlechtes Wetter irgendwo zur langwierigen und langweiligen Einkehr zwingen würde. Überdies verlassen Ende September alle Herden die Hochweiden und gehen ins Tal.

Meine Absicht hatte nirgends Verständnis und Beifall gefunden. Man malte mir die Gefahren der Reise in den schwärzesten Farben. Doch war keiner von all denen, die gegen die Besteigung des Tomór eiferten, auch nur bis zu den Dörfern am Fusse des Gebirges gekommen. Man darf in Albanien wie in der Türkei überhaupt niemals fragen, ob dies oder jenes möglich sei, ob dies oder jenes Unternehmen Schwierigkeiten bereite, denn man wird stets eine Antwort erhalten, die der Wirklichkeit vollkommen widerspricht.

Wenn einige Reisende von dem kräftigen Unternehmungsgeiste und der grossen Widerstandsfähigkeit der Albanier erzählen, so haben sie vergessen, das Volk in zwei Teile zu scheiden, deren Charakter, Denkungsart und Fähigkeiten ganz verschieden sind. Man muss nämlich die Halbzivilisierten von den Unzivi-



lisierten unterscheiden. Die ersteren haben den Mut und all die Vorzüge, welche Naturvölkern eigen sind, für die ärgsten Laster der sogenannten Zivilisation eingetauscht und sind in jeder Beziehung völlig herabgekommen. Sie sind es, die jedes Unglück im Lande verschulden; sie sind die kriechenden Handlanger eines ruchlosen Verwaltungssystems und dadurch auch die Sittenverderber des Volkes. Reisende, welche in den Städten und Hafenorten nur mit diesem Gelichter in Kontakt kommen, können von dem Albanier nur ein schlechtes Bild entwerfen. Will man dem Volke gerecht werden, so muss man das Land, insbesondere das Hochland nicht scheuen. Hier wird man den alten Volkscharakter finden, der den Keim zu mancher Tugend birgt.

---

1. Ein Rundgang durch die Stadt.

Über Beráts antike Zeit hat C. Patsch gehandelt.[1]) Da seitdem keine neuen Quellen erschlossen, insbesondere keine neuen Monumente gefunden worden sind, habe ich seinen Ausführungen nichts hinzuzufügen. Ich übergehe daher diese Periode und lasse Bemerkungen folgen, die dem Reiseprogramme des genannten Forschers ferner lagen.

Ein Tag genügt, um die Überreste aus der Vergangenheit Beráts kennen zu lernen. Unter ihnen ist die heute vollständig desarmierte Festung entschieden das Sehenswerteste. Ein schöner Weg, ehedem wahrscheinlich auch für Wagen passierbar, führt von dem Stadtviertel Atík auf ihre Höhe hinauf, bis zu dem nach Süden gewendeten Aussentor (vgl. Fig 8).

Der Burgberg war für eine Befestigung prädestiniert; er beherrscht das ganze Tal des Lúmi Berátit samt den Pässen von Sínia und Skiépuri. Die Mauern bilden ein unregelmässiges, stark gefranstes Dreieck, da sie sich jeder zur Verteidigung geeigneten Terrainformation anschmiegen. Zeit und Menschen haben hier so arg gewüstet, dass heute die ursprüngliche Anlage nicht mehr zu erkennen ist. Die Tradition will wissen, dass die Feste Michael Komnenos, Despot von Epirus, er-

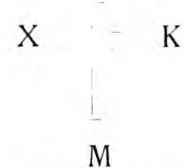
1) Das Sandschak Berat in Albanien (Schriften der Balkankommission der Kais. Akademie der Wissenschaften III) 130 ff.



baut habe. Wir begnügen uns zu konstatieren, dass der Bau unzweifelhaft byzantinische Merkmale aufweist.

An die Entstehung der Feste knüpft sich auch eine der ziemlich häufigen Bauopfersagen. Die Mauern wollten nicht halten, sondern stürzten immer wieder zusammen. Da wandte sich der Bauherr, ein Fürst der Gegend, an einen Magier, damit er ihm die Ursache angebe. Dieser erwiderte, die Mauern könnten nur auf dem Fleische einer Frau halten, die der Welt noch Nutzen bringe. Auf das hin wurde in dem Fundament eine tote Frau begraben. Aber umsonst. Hierauf vermauerte man eine lebende Frau. Da aber auch dies nichts fruchtete, errieten endlich die Gelehrten des Landes den Sinn des Rates: Ein Weib, das ein Kind säugte, wurde lebendig begraben, und zwar unter dem äussersten Turme über dem Flusse, zu dem ein noch fast intakter unterirdischer Gang hinabführt. Damit aber das Kind nicht sterbe, liess man die Brust der Frau unvermauert, bis es heranwuchs.

Während die Feste in den mittelalterlichen Kriegen dieses Teiles Albaniens wiederholt genannt wird, wissen wir über ihre türkische Zeit so gut wie nichts. Der Zufall, vielleicht gewollter Zufall fügt es, dass in der Türkei nie oder selten Inschriften und Archive, kurz sprechende Zeugen der Vergangenheit aufbewahrt wurden. Alle Nachsuche nach epigraphischen Anhaltspunkten war ohne Erfolg, nur am ersten Eingangstor sah ich rechts 4 *m* über dem Boden das nachstehende Zeichen mit roten Ziegeln in den Stein eingelegt, dessen Bedeutung ich jedoch nicht erraten habe.



Die Festungswerke liegen in Trümmern, nur der erste Hof mit seinen monumentalen Toren und die dem Flusse zugekehrte Mauerflucht sind gut erhalten. Man gelangt dorthin bequem auf Bastionen und Umfassungsmauern, deren Brüstungen zerfallen sind. Auf der äussersten Nordspitze flattert auf einer wüsten Terrasse die türkische Fahne. Von hier aus, 100 *m* über dem Wasserspiegel des Flusses, geniesst man eine herrliche Aussicht. Im Norden



überblickt man das Tal des Lúmi Berátit sowie die Berge von Dumbré und Sulówa, im Süden die ganze Stadt mit der Flussenge und der schönen Steinbrücke von Gorítza und die Hügel von Malakástre. Im Westen erhebt sich der Schpirágr umgeben von einem Kranze lieblich gelegener Dörfer und abgeschlossen durch den Pass von Sínia und die Ebene Karátopr ák. Im Osten fesseln die Berge von Skrapár und der mächtige Stock des Tomór, dessen Spitzen ewiger Nebel einhüllt. Von hier aus betrachtet, gleicht Berát einer schön gelegenen Alpenstadt und erinnert ganz an Steiermarks Perle, Graz, vom Schlossberge (vgl. Fig. 9) gesehen. Der Eindruck, den fast sämtliche albanische Städte aus der Vogelschau machen, ist bezaubernd; doch haben sie mit allen Städten des Orients das gemein, dass sie den Fremden beim Betreten schwer enttäuschen. So auch Berát. Es ist eine grosse, schön situierte türkische Stadt, die aber nichts Individuelles enthält. Sie ist nur hundertmal grösser als ein Dorf mit 100 Einwohnern. Der Unterschied zwischen den orientalischen Siedlungen ist kein qualitativer, sondern lediglich ein quantitativer.

Die Substruktionen der Festung sind hier wenig beschädigt, wahrscheinlich weil diese Seite selten Angriffen ausgesetzt war, denn die Felsen, auf denen sich, scheinbar ganz haltlos, Türme von schönen architektonischen Formen erheben, fallen senkrecht ab. Auf ihnen und den Schanzen liegt noch heute eine Menge alter Kanonen, die aus der Zeit zurückgeblieben sind, da hier der Seraskier Reschid Pascha (1835—1838) die Gegner des Tanzimats belagerte. Nach der Übergabe wurde die Festung geschleifi.

Ich unterschied Geschütze aus drei verschiedenen Perioden. Die ältesten sind aus Gusseisen und scheinen venezianischer Herkunft zu sein. Sie sind wahrscheinlich aus der Festung von Walóna hierher gebracht worden. Andere, und zwar sind es die kleineren, zeigen auf dem Rohr die Inschrift »Sejd Ibrahim Pascha, Sohn des Kaplan Pascha. Gott möge ihm alles erleichtern. 1217 (1801)«. Sie sind also gegossen worden, als die Bei Vlora die Herrschaft hier noch erblich innehatten. Die dritten stammen aus dem Arsenal von Tophane in Konstantinopel und sind neueren Datums, da sie die kaiserliche Tughra[1]) aufweisen.

1) Der verschnörkelte Namenszug des jeweilig regierenden Sultans, wie er auch auf Münzen, Pässen usw. vorkommt.



Auf einem erhöhten, Hükümét genannten Platze liegen die Trümmer des Palastes, in dem der jeweilige Pascha von Berat bis 1845 residierte. Hier steht nach der Stadtseite zu noch ein halbverfallenes Minarett, während in der Mitte sich der Eingang zu einer ungeheuren, gut erhaltenen Zisterne befindet. Eine Steintreppe führt hinab. Die Wände und der Boden sind mit Zement ausgekleidet. Trotz der Vernachlässigung enthält das Reservoir noch einen halben Meter Wasser. Daneben liegen die ehemaligen Kerker; heute dienen sie als Depot für alte Geschütze. Es liegen hier übereinander Rohre, Räder, Lafetten der heterogensten Systeme und Kugeln in schwerer Menge von verschiedenstem Kaliber.

Das neue Waffendepot befindet sich unterhalb der Festungsmauer über dem Viertel Murád Tschelepíe und besteht aus einem verfallenen Hause, das von zwei zerlumpten Soldaten bewacht wird. 5000 Mausergewehre sind hier samt der zugehörigen Munition dem ersten Handstreiche einer revolutionären Bewegung preisgegeben. Ob diese überhaupt zustande kommen könnte? Die Behörden scheinen ihre Pappenheimer sehr gut zu kennen, wenn sie so sorglos sind.

Im Inneren der Festung stehen einige Hundert Häuser und 10 Kirchen, die das Christenviertel Kalája bilden. Ausser den Gotteshäusern scheinen alle Gebäude neueren Ursprungs zu sein. Die Bevölkerung stammt der Tradition nach aus der Arbrié, dem Gebirgslande südlich von Walóna, und dürfte hierher gezogen sein, als die Familie Vlora die Mutessarifstelle des Sandschaks Berát erblich besass.

Wir wandten uns zu der Residenz des Metropoliten. In Abwesenheit des Kirchenfürsten empfing uns sein Stellvertreter mit einigen Priestern. Nach einigen Minuten führten sie uns in die Kathedrale. Diese ist fast von Grund aus neu errichtet. Längs der Eingangsmauer steht eine Reihe Säulen, die eine Art Vorhalle bilden und aus dem antiken Apollonia, dem jetzigen Dorfe Pójani, stammen wie auch die schönen Statuenköpfe, die in der Front der nahen griechischen Schule eingemauert sind.[1])

Im Inneren der Kirche fielen mir die Kanzel und das Oratorium auf. Sie weisen wahre Kunstwerke in Holzarbeit auf. Aus

1) Vgl. Patsch, Das Sandschak Berat 132.

Nussholz geschnitten, sind die Figuren von einer solchen Lebendigkeit und Feinheit, dass wir vor Bewunderung sprachlos blieben. Leider konnte man mir nicht sagen — dies ist beim hiesigen Klerus stets der Fall und beweist den grossen Grad seiner Bildung —, woher sie stammten. Ich nehme an, dass sie früher in der alten Metropolitankirche waren, die sich vor dem grossen Erdbeben des Jahres 1852 in der Nähe des oben erwähnten Hükümét-Platzes befand, und glaube, dass sie byzantinisch-albanischen Ursprungs seien. Zwei auf Holz gemalte Bilder rechts und links von der Altarnische, das eine Christus, das andere Maria darstellend, scheinen sehr alt zu sein und sind ebenfalls nicht ohne künstlerischen Wert. Sie sollen aus der Kirche von Bálscha in Malakástre hierher gekommen sein. Weiter wurden uns in einer Urne die Gebein[1] zweier Märtyrer von Berát, des Hl. Gorasd und des Hl. Angelar, gezeigt.

Das verwahrloste Aussehen und der sehr geringe Bildungsgrad der Priester sowie die Rücksichtslosigkeit, mit der sie die Kirchenschätze behandeln, betrübten mich sehr, ohne mich jedoch in Erstaunen zu setzen. Das sollen die geistigen Berater und Lenker dieses armen Volkes sein! Sie, denen die elementarsten Kulturbegriffe fremd sind, sollen zum Wissen und Fortschritt leiten! Der griechisch - orthodoxe Klerus ist besonders in Albanien von einer unglaublichen, grenzenlosen Ignoranz, Bestechlichkeit und Gewissenlosigkeit. Es würde zu weit führen, möchte ich hier einige Beispiele hiefür anführen; ausserdem will ich nicht den Anschein erwecken, einen mir fremden Glauben aus parteilicher Gehässigkeit oder gar Fanatismus zu verklagen. Ich glaube, dass es das Treiben der Geistlichkeit unter der ihrem Glauben treu anhängenden albanischen Bevölkerung genügend charakterisiert, wenn ich sage, dass i. J. 1904 mehr als 20 Dörfer zum Katholizismus überzugehen drohten. Heute, 1908, wiederholen sich dieselben Vorgänge, weil die Metropolie, mit dem türkischen Saptie unter einer Decke steckend, der armen Bevölkerung alles weggenommen hat, was diese ihr eigen nennen konnte. Vielleicht hat sie das getan, um auf diese Weise den Leuten den langen Weg zum Paradiese zu erleichtern. Es ist wohl zu hoffen, dass es den griechischen Konsuln — diese Herren sind nämlich in Albanien der Inbegriff aller möglichen

geistlichen und weltlichen Funktionen ausser jenen, die ihnen ihr Beruf vorschreibt — und ihrer schandvollen hellenischen Propaganda nicht mehr gelingen wird, diese armen Menschen unter den Saugrüssel des orthodoxen Klerus und damit in das wohlgemeinte Fahrwasser griechischer Intentionen zu bringen.

Da ich in vorstehendem das religiöse Gebiet berührt habe, sei es mir gestattet, einiges Zusammenhängende über die konfessionellen Verhältnisse des Sandschaks Berát zu sagen. Die Kraft des Osmanischen Reiches wurzelt vor allem in der Religion. Sie ist die Conditio sine qua non seines Bestandes. Aber man missverstehe mich nicht. Ich meine damit nicht allein den Islam, die Religion, welche die meisten Anhänger zählt, sondern will hier nur vom Glauben, der Achtung vor der Göttlichkeit im allgemeinen, sprechen, welche die Basis des öffentlichen, offiziellen, privaten und persönlichen Lebens ist. Der religiöse Geist bedeutet für die Türkei das, was das Herz für den Menschen: Das primum und ultimum movens. Er ist der Hauptfaktor ihrer Gründung und ihrer Grösse; er ist die Ursache ihres Verfalles und zugleich das einzige Bindemittel in ihrer heutigen Auflösung. Wenn sich einst dieser belebende Hauch verbrauchen, wenn an Stelle der Religion die Nationalität die Völker vereinigen sollte, dann muss auch die Türkei, wenn sie ihre religiösen Prinzipien von den staatlichen noch immer nicht trennen will, sterben, wie der Mensch stirbt, dessen Herz zu schlagen aufhört.

Die konfessionellen Verhältnisse im Sandschak Berát sind im allgemeinen dieselben wie in ganz Albanien; auch hier bilden die Christen ein, die Mohammedaner zwei Drittel der gesamten Bevölkerung. Die Verteilung der Konfessionen ist verschieden. Ausschliesslich christliche Gebiete gibt es nicht, die Mohammedaner haben dagegen grosse Landstriche ohne christliche Beimengung inne. Die umstehende, annähernd richtige statistische Übersicht zeigt die Verteilung der Konfessionen in den vier Kasa (Bezirken) des Sandschaks.

Kasa	Zahl der Dörfer	Bevölkerung		
		mohammedanisch	christlich	insgesamt
Berát	206	52.000	25.000	77.000
Walóna	72	26.000	4.500	30.500
Luschnia	162	18.000	20.000	38.000
Skrapár	104	18.000	2.500	20.500
Gesamtsumme .	544	114.000	52.000	166 000[1])

Die Christen finden sich hauptsächlich in der Müsekié vor. Nahezu rein mohammedanisch sind die Arbrié, Malakástre, das Tomórgebiet und die Skrapárlandschaft. Nur noch ganz vereinzelte Dörfer sind hier ganz oder zum Teil christlich geblieben. Zu den ersteren gehören Wertópi im Tale des Lúmi Berátit sowie Selenítza und Rómssi an der Schuschítza, zu den letzteren Trbátsch, Kalarát und Dukát in den Akrokeraunischen Bergen.

Ein Unterschied ist auf dem Lande zwischen den Konfessionen nicht zu merken, auch nicht in der Kleidung der Frauen, denn die Mohammedanerinnen verschleiern sich hier nicht. Diese Sitte ist hier infolge der hohen Moralität, der steten Beschäftigung der Frauen im Freien und der späten Bekehrung der Arbrié zum Islam nicht aufgekommen.

Der Glaubenswechsel war besonders gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts stark; seinen Höhepunkt erreichte er infolge des von Ali Pascha Tepelen im Süden der Provinz ausgeübten Druckes, so dass bis zur Einführung des Tanzimats i. J. 1846/47 die Arbrié nahezu ganz islamisiert wurde. In Dukát zeigt man noch heute den Felsen, Schkémbi Hodschs genannt, auf dem sich das Wunder zugetragen haben soll, das die Bekehrung des Dorfes herbeigeführt hat. Wann dies geschehen ist, habe ich nicht genau erfahren können. Nach der Verwandtschaft, die noch immer zwischen einigen mohammedanischen

1) Die offiziellen Angaben (Salnamei Devlet 1326 [1908]) weichen von meinen Ermittlungen sowohl in der Einwohner- als auch in der Dörferzahl in der haarsträubendsten Weise ab. Danach hat Berat 318, Walona 71, Luschnia 315 und Skrapar 101 Dörfer.

und christlichen Familien besteht, wird sich dies mindestens vor einem Jahrhundert zugetragen haben, wiewohl Männer von kaum 50 Jahren behaupten, sich daran erinnern zu können. Die Leute haben eine zu rege Phantasie und ungenaue Zeitbegriffe, was von Reisenden zu beachten ist.

Über das Wunder erzählte man mir folgendes. Von Süden her kam ein heiliger Hodscha ins Dorf, in dem nur zwei oder drei Familien mohammedanisch waren. In kurzer Zeit gewann er die Liebe der ganzen Bevölkerung. Als eines Tages diese versammelt war, behauptete der Hodscha, seine Religion sei die bessere und auf Erden wie im Jenseits seligmachendere. Der christliche Priester widersprach natürlich energisch. »Gut«, entgegnete der Hodscha, »wenn du die Richtigkeit deiner Meinung nachweisen kannst, will ich als erster selbst Christ werden. Gelingt aber mir der Nachweis, so musst du mit deiner ganzen Gemeinde zu meiner Religion übertreten«. Alle fragten erstaunt, wie man dies anstellen könne. »Folget mir!« erwiderte zuversichtlich der Hodscha. Sie stiegen auf einen Felsen, der sich an 200 Fuss über den Bach Proj Dukátit erhebt. Dort angekommen, wandte sich der Hodscha zu dem Priester und sagte: »Wir springen mit einem Satze ins Dorf hinunter. Demjenigen, der den richtigen Glauben hat, wird Gott helfen«. Alle meinten, dass dies ins sichere Verderben führen müsse. Der Hodscha liess sich indessen von seinem Vorhaben nicht abbringen und erklärte, den Sprung allein tun zu wollen, wenn der Priester sich weigern sollte. Gesagt, getan! Dreimal blies er vor sich hin, sprach ein kurzes Gebet und sprang mit einem kurzen Satze in die Tiefe. Da, ein Wunder! Er schwebte eine Zeitlang herum und liess sich dann sanft am Rande des Baches nieder. Die Tat wirkte so, dass nur diejenigen Christen verblieben, die bei dem Wunder nicht zugegen waren.

Wenn man daran festhält, dass jeder Sage ein historischer Kern zugrunde liegt, so kann man aus der vorstehenden vielleicht folgern, dass die Bekehrung der Bevölkerung des Sandschaks eine vorwiegend freiwillige war. Es werden dabei, worauf, wie wir sehen werden, auch der Volkscharakter hinweist, materielle und soziale Motive massgebend gewesen sein.

Die ersten Bekehrungen erfolgten in diesem Landstriche

vor mehr als 400 Jahren, nachdem Venedig i. J. 1469 Walóna, seine letzte Position an unserer Küste, an Ghedighu Sinan Pascha, den Schwiegersohn Sultans Mohammed II. und den Ahnherrn der Familie Vlora, verloren hatte. In manchen Familien weist der Stammbaum — er ist in der Tradition fast immer lückenlos erhalten — im 4. oder 5. Gliede christliche Namen auf. Kanína z. B., in das später eine kimariotische Kolonie eingezogen sein dürfte, verbinden mit der christlichen Küstenlandschaft Kimára noch immer verwandtschaftliche Beziehungen. Ich fand bei manchen Familien schon im dritten Gliede zwei Brüder, von denen der eine Mohammedaner in Kanína, der andere Christ in Kimára gewesen zu sein scheint. Diese Bekehrungen kann man in den Anfang des XVIII. Jahrhunderts versetzen.

Der wichtigste Beweggrund des Glaubenswechsels wird wohl in der Regel der gewesen sein, dass im türkischen Heere nur mohammedanische Söldner dienen und dass bloss diese militärische Vorrechte haben konnten. Ein Volk nun, dessen Überlieferung nur das Kriegshandwerk kennt, konnte dieses nicht plötzlich aufgeben, selbst wenn es auf Kosten seines Glaubens geschah. Der Albanier im allgemeinen und der des Sandschaks Berát im besonderen hat zudem keinen ausgesprochenen religiösen Sinn. Daraus, sowie wenn man auch noch seinen wankelmütigen und habgierigen Charakter in Betracht zieht, wird man den Übertritt leicht erklären. In der letztgenannten Charaktereigenschaft ist auch der Grund zu suchen, warum ausländische Agitation, besonders der Hellenismus bei den Tosken einen guten Boden findet. Intoleranz und Fanatismus sind den Tosken unbekannt.

Die Christen werden Kaur genannt. Diese Bezeichnung darf man aber nicht mit dem gleichen, jedoch herabsetzenden Ausdrucke Gjaur verwechseln. Kaur nennt sich der christliche Albanier selbst ohne den geringsten Nebengedanken, doch man kann jetzt schon oft dafür das neuere Wort Kschter hören.

Moscheen und Kirchen gibt es überall in Fülle. Einen starken Besuch derselben konnte ich jedoch nicht beobachten. Es scheint, dass bei den Albaniern nur zweimal im Jahr das religiöse Gefühl rege wird, bei den Mohammedanern an den



beiden Beiramfesten, bei den Christen zu Weihnachten und Ostern. Während der übrigen Zeit dienen die Gotteshäuser nicht selten andern Zwecken. In Smoktína-Ramítza sah ich eine Moschee, die den Hühnern, des Dorfes zum Nachtquartier diente, und in den Dörfern Póro und Werría der Müsekié konnte ich konstatieren, dass die Kirchen als pfarrherrliche Holz- und Getreidemagazine verwendet wurden.

Die Sprache des Gottesdienstes ist bei den Christen die griechische, bei den Mohammedanern die arabische. Für die Predigt ist seit langer Zeit aus politischen Gründen griechisch und türkisch vorgeschrieben — Sprachen, die der Prediger, weil meist ein Albanier, selbst nicht versteht, geschweige denn sein Auditorium![1]) Dass der Landklerus beider Glaubensbekenntnisse von einer krassen Unwissenheit ist, brauche ich kaum zu bemerken. Nur selten kann einer der Herren schreiben. Ihre Lesekunst beschränkt sich auf solche Gebet- und Traumdeuterbücher, durch die sie jahraus jahrein ihre Umgebung vergiften, zumal da ihnen in den Dörfern auch der Schulunterricht obliegt. Sie haben die bodenlose Unwissenheit und Gemütsroheit des Volkes verschuldet. Dadurch, dass der Priester — beider Konfessionen — im Dorfe als der gebildetste Mann gilt, hat er einen grossen Einfluss in der Dorfversammlung. Es ist aber klar, dass solche Menschen nur persönliche Interessen verfolgen und dass darum der christliche Geistliche die ihn unterstützende Propaganda, der mohammedanische Hodscha hinwieder das Regierungsprinzip begünstigt. Dadurch wird der Samen der Zwietracht und des Fanatismus gesät und das Volk gespalten und gegeneinander gehetzt. Dazu muss noch bemerkt werden, dass die Metropoliten Griechen des Phanars sind, die natürlich als Pioniere des Hellenismus betrachtet werden können. Vor einigen Jahren sind von mehreren christlichen Gemeinden Schritte gemacht worden, um nationale Kirchenhäupter vom Phanar zu erwirken. Die Bestrebungen blieben aber fruchtlos.

Bemerkenswert ist, dass die orthodoxen Christen nicht das Recht besitzen, Kirchenglocken zu haben, was von ihnen sehnsüchtig und mit Recht gewünscht wird. Es scheint aber, dass dies

1) Eigene Beobachtungen: Oktober 1906 in der Dschamíje Mbrétit in Berat, Juli 1906 in den Kirchen von Fräkula, Pójani und Kólkondassi.



aus politischen Gründen — auf dem Balkan beruht nämlich alles auf Politik, und dieses Wort ist wie das tägliche Brot im Munde aller — vom Phanar und seiner offiziösen Stütze nicht sonderlich angestrebt wird, um dafür grössere Rechte auf Ausdehnung der hellenischen Schule in Epirus zu erwirken. Man sieht, dass man in Albanien in einem stark emanzipierten Lande ist und dass hier das bessere Irdische dem guten Himmlischen vorgezogen wird.

Einige Albanienschilderer[1]) haben einer mohammedanischen Sekte, den Bektáschi, eine Bedeutung zugesprochen, die sie nicht besitzt, und sie fast wie eine nichtmohammedanische hingestellt. Um die Angaben richtig zu stellen, will ich hier einiges über die Bektáschi berichten.

Ihre Sekte ist eine der 12 Tarikat[2]) des Islams. Ihre Dogmen nähern sich eher denen der Schiiten; auch sie unterscheidet von den Sunniten lediglich die ausgesprochene Verehrung Alis vor den drei andern Kalifen. Der erste Imam der Bektáschi war Hadschí Bektáschi Welí, der um 1400 in Kleinasien die Grundprinzipien der Sekte lehrte. Ihre liberale, philosophische Denkungsart hat ihr bei jenen Völkern schnelle Fortschritte gesichert, die für strenge religiöse Vorschriften nicht empfänglich sind. Mit der Zeit haben sich bei den Bektaschi manche Unsitten eingeschlichen, die ihnen ihren schlechten Ruf verschafft haben. Von geheimen Versammlungen, bei denen, wie man in Albanien oft zu hören bekommt, Orgien oder gar Religionsschändung vorkommen sollen, kann ich jedoch nicht berichten, glaube vielmehr, dass dies von den Feinden der Sekte verbreitete gehässige, haltlose Gerüchte sind. Dass selbst ihre Häupter, die Babá, mit einer Fertigheit, die ihresgleichen sucht, Raki zu trinken verstehen, habe ich selbst oft genug bei Besuchen der Tekké (Klöster) beobachten können. Dies und Ähnliches, das sich mit ihrer Freidenkerart verträgt, wird wohl schuld daran sein, dass man ihnen gewöhnlich nicht gut gesinnt ist. Doch habe ich bis heute nur wenige Albanier, auch solche, die keine Bektaschi sind, gesehen, die sich hätten rühmen können, niemals Raki getrunken zu haben.

1) A. Degrand, Souvenirs de la Haut-Albanie, Paris 1901; Vico Mantegazza, L'altra sponda, Rom 1904; E. Barbarich, Albania, Rom 1905 und B. Pellegrini, Verso la guerra, Rom 1906.
2) Sekte.



Was die Bektáschi an religiösen Schattenseiten haben mögen, wiegen ihre guten weltlichen Eigenschaften oft vollkommen auf. Ihre Lehren bilden einen ausgesprochenen Kongregationsgeist aus, was für ein Volk wie die Albanier von grosser Bedeutung sein könnte. Sie schreiben gegenseitige Hilfeleistung vor; sie bereiten auf ihren Sammelplätzen, den Tekké, den Boden und schaffen dort die Basis für nationale Ideen und Bestrebungen.

Jedes Tekké wird von einem Babá geleitet, dem alle fast blinden Gehorsam zu leisten haben. Die Baba sind oft sehr begütert und haben stets reiche Einkünfte. Im Sandschak Berat gibt es, weil die Sekte hier weniger Mitglieder zählt als anderswo, nur ein Tekke in Berát und zwei in Skrapár, wo sich die Bevölkerung ebenso wie im südöstlichen Malakástre und in der Tomorítza ausschliesslich zu der Sekte bekennt. Unter den Arbrésch des Kasas von Walóna und in der Müsekié hat sie gar keine Anhänger. Dort hat sich hauptsächlich der Einfluss der Familie Vlora geltend gemacht, die seit jeher wegen ihrer vermeintlichen Abstammung aus Konia, dem Bollwerke des Ordens der Mewlewí, eine Abneigung gegen die Bektáschi hegte.

Den Bemerkungen über die religiösen Verhältnisse des Sandschaks lasse ich einiges über den Volksunterricht der Albanier folgen. Auch hier ist die Schule mit der Kirche eng verbunden. Wie schon erwähnt wurde, liegt der Unterricht wenigstens in den Dörfern ausschliesslich der Geistlichkeit ob, über deren geistige und sittliche Befähigung auch schon das Urteil ausgesprochen wurde. Es ist also kein Wunder, wenn die Lehranstalten des Sandschaks, und, man kann sagen, ganz Albaniens weder den heutigen pädagogischen Anforderungen entsprechen, noch dem wahren Zwecke dienen. Der Mangel an nationalen Schulen hat zur Folge, dass die bestehenden fremden Lehranstalten fast nur politische Ziele verfolgen, die eine bedauerliche Spaltung und Sittenverderbnis des Volkes herbeiführen. Diese fremde Einmischung ist das grösste Unglück für das Land, wie man denn auf der ganzen Halbinsel die verheerenden moralischen Wirkungen dieser religiös-politischen Schulen sehr gut wahrnehmen kann.



Die Albanier sind eines jener seltenen Völker, die es, umgeben von Kulturnationen, in keinem ihrer Teile je zu einer nationalen Schrift gebracht haben. Dieses Urteil ist hart, scheint aber leider wahr zu sein und wird es so lange bleiben, als bis sichere Beweise erbracht werden, dass das von Generalkonsul Johann Georg von Hahn[1]) veröffentlichte albanische Alphabet tatsächlich im Volke entstanden und nicht das Produkt einer einzelnen Person ist. Das Phänomen, warum die Albanier sich seit jeher nicht auf eine höhere geistige Stufe schwingen konnten, bleibt trotz aller Erklärungen wundersam, umsomehr als die natürlichen Dispositionen des Volkes hiefür vorhanden sind. Ich glaube, die Diskrepanz findet die wahrscheinlichste Deutung, wenn man annimmt, dass es in Albanien niemals viel anders war als heute. Die Masse des Volkes bestand stets aus Analphabeten. Diejenigen, welche sich einer geistigen Bildung rühmen konnten, verdankten sie einem fremden Elemente. Die Religion wird dabei wohl immer ausschlaggebend gewesen sein. Das fremde Idiom wurde ihnen dadurch lieb und wert, das angestammte sank in ihrer Wertschätzung herab. Der fremden Sprache wurde vor der eigenen, barbarisch erscheinenden der Vorzug gegeben. Man wird zu Alexanders, Pyrrus und der Römer Zeiten nicht anders gedacht und gefühlt haben, als es die heutigen Gelehrten und Würdenträger albanischer Abstammung in Griechenland, Italien und im Osmanischen Reiche tun. So lange also für den gebildeten Albanier die Möglichkeit bestand, sich in fremden Landen in fremder Sprache geistig zu betätigen, ist ihm hauptsächlich in den Zeiten, da die Religion jeder Handlung die Richtung gab, schwerlich der Gedanke gekommen, in seiner Sprache zu schreiben oder gar dieser eine eigene Schrift zu geben. Manche bedienen sich noch heute fremder Zeichen, um untereinander albanisch zu korrespondieren.

Um so lobenswerter erscheint es, dass einige Albanier, den nationalen Tendenzen des XIX. Jahrhunderts folgend, eine Schriftsprache zu schaffen versuchten. Dabei mussten sie sich aber der Schriftzeichen bedienen, die ihnen aus der fremden Sprache, die sie beherrschten, geläufig waren. Das grösste Verdienst erwarben sich dabei Gregorius, der, um

1) Albanesische Studien I 280.



1830 Bischof von Euböa, das Neue Testament ins Albanische übersetzte, und der um 1850 an der griechischen Schule in Elbassán wirkende Lehrer Konstantin Christophorides, der eine Grammatik und ein Wörterbuch der albanischen Sprache schrieb. Infolge ihrer Tätigkeit wurde das Verlangen nach nationalen Schulen rege; es machte sich besonders 1875—1880 bemerkbar. Die durch die Bewegungen auf dem Balkan, welche dem letzten Russisch-türkischen Kriege vorausgingen, durch den Frieden von St. Stefano und den Berliner Kongress bezeichnete Zeit war es, in welcher sich die Albanier nach einem fast vierhundertjährigen Parteigetriebe, seit den Tagen Skánderbeis, wieder aufrafften, um Europa auf die Existenz eines einheitlichen albanischen Volkes aufmerksam zu machen. Aber, wie immer, fehlte es ihnen auch diesmal an der notwendigen Stütze eines Mächtigen. Ihre Wünsche blieben unerhört, und sie mussten sich nach kurzem Widerstande in ihr Schicksal ergeben. Aber ohne Früchte blieb das Aufwallen nicht. Das neueröffnete türkische Parlament sprach den Albaniern Nationalität, Schrift und Schulen zu. Naim und Sami Bei Fráschri wurden beauftragt, die Wahl einer Schrift vorzunehmen. Sie fiel naturgemäss auf die lateinische mit Zuhilfenahme einiger Lautzeichen aus dem Griechischen und Serbischen. Sie sollte fortan in allen Schulen gelehrt werden. Nun sah man aber, dass die Bewegung nicht im Volke gewurzelt hatte, sondern nur durch wenige Gebildete geschürt worden war. So stand das Volk der Absicht, nationale Schulen zu eröffnen, teilnahmslos gegenüber. Dazu mangelten auch die Mittel, weil die Wohlhabenden keine Opfer bringen wollten und das Volk keine bringen konnte. Die Awerof, Zschapa und andere Philanthropen albanischer Abstammung bedachten die griechischen Städte des Königreichs mit unermesslichen Legaten, für die albanischen Nationalschulen hatte niemand etwas übrig. Nur in Kórtscha gründeten reiche Bürger eine Elementarknaben- und -mädchenschule, die aber 1903 unter einem albanischen Gouverneur, der einst Mitglied der Nationalliga gewesen ist, geschlossen wurde. Die Albanier in ottomanischen Diensten hatten sich der ganzen Bewegung gegenüber skeptisch verhalten. Mit dem Ende des türkischen Parlaments wurde auch, wenn nicht rechtlich, so doch praktisch die Erlaubnis

des Gebrauchs der albanischen Schrift aufgehoben. Dem Volke war niemals die Existenz eines solchen Rechtes klar geworden; darum fühlte es auch seine Zurückziehung nicht. Einige Verbannungen, der vollständige Ruin der Familien, welche dieses tragikomische Intermezzo arrangiert hatten — und dann war alles vorbei! Ein gleissendes Spielzeug hatte man den grossen Kindern Europas vorgehalten, ohne dass diese danach zu greifen verstanden hätten. Wird die Zukunft sie es bitter bereuen lassen?

Die zunehmende auswärtige Propaganda öffnete den Behörden die Augen. Da aber jede fremde Aktion einen starken Beschützer hatte, machten die grossherrlichen Beamten gute Miene zu dem bösen Spiele und liessen den dadurch eingeschränkten Diensteifer auf den sporadisch auftauchenden Nationalbestrebungen der Albanier aus. Denn trotzdem, dass diese bei ihrem Auftauchen bei der Masse kein Verständnis gefunden hatten, war ihre Existenz nicht spurlos verschwunden. Der Samen lag im Boden, wenn auch in einem sehr unfruchtbaren. Und er trug dort am frühesten Früchte, wo die Gegensätze verschiedener Nationalitäten Reibungen verursachten und dadurch das Nationalbewusstsein geweckt wurde. Die Grösse aller Völker beruht auf dem Kontraste, dem Wettstreite, dem nachbarlichen Ringen. Nur im Kampfe ist Leben, in der Ruhe der Tod. In Albanien fehlten die Elemente des Kampfes, denn die Albanier wanderten weder zu einem höher gesitteten Volke ein noch wurden sie von einem derartigen überschichtet. Es fehlte an belebenden Friktionen. Und darin wird die Hauptursache zu suchen sein, warum die Albanier soweit zurückgeblieben sind.

Wie ich schon betont habe, ist im Oriente leider die Religion noch immer ein klarerer Begriff als Nationalität und Patriotismus, wobei dem Südalbanier selbst die lokalen Färbungen dieser beiden Gefühle fast vollständig fehlen. Darauf bauend, trachten die aus politischen Gründen errichteten Schulen diesen Mangel nach Kräften auszunützen. Trotzdem hat das Bewusstsein der eigenen Sprache dort beim Volke festen Fuss gefasst, und dies würde auf seinen Charakter in der wohltuendsten Weise einwirken, wenn nicht die Behörden selbst infolge ihrer machiavellistischen Prinzipien die grössten Sittenverderber wären. »Diviser pour regner«! Dieser Wahlspruch wird in Al-



banien in der unsinnigsten Weise in Taten umgesetzt, wodurch aber fremder Propaganda Tür und Tor geöffnet werden.

Man begreift die Kurzsichtigkeit der Massnahmen der türkischen Regierung in Albanien nicht. Ihre einzige Stütze in Europa sind in jeder Hinsicht die Albanier. Warum dann dieses geringe Entgegenkommen, diese Knechtung und die Missachtung des Verlangens nach Schrift- und Sprachfreiheit? Warum versucht man nicht dem Andrange der fremden, zersetzenden Propaganda kräftiger Einhalt zu tun? Hat der Regierung dieses Gebahren nicht auch schon den Hass der mohammedanischen Albanier zugezogen? Die Massregeln, deren sie sich zur Unterdrückung albanischer Nationalideen bedient, sind aber auch unerhört und spotten dort, wo sie voll zur Geltung kommen können, jedes Vergleichs.

Im April 1903 z. B. wurden auf höheren Befehl zwei Bataillone nach Walóna beordert, um Hausdurchsuchungen vorzunehmen. Das Resultat war ein klägliches! Eine in albanischer Sprache geschriebene Ansichtskarte wurde in einem Frauenrocke gefunden! Dieser unheimliche Fund hatte die Verbannung und die Festungshaft von 80 Notabeln der Umgebung zur Folge. Zu derselben Zeit hausten aber mehr als 100 Mörder in dem gebirgigen Teile des Kasas ungestraft in ihren befestigten Häusern.

Nichts wird geschont. Der Bruder haftet bei den sogenannten politischen Verbrechen für den Bruder, der Sohn für den Vater, die Frau für den Mann. Freunde, ja nur Bekannte haben für einander einzustehen! Im September 1904 sah ich in Berát 60 solcher Unglücklicher in einem Hankeller eingesperrt.

Es ist begreiflich, dass bei derartigem Vorgehen die nationalen Schulideen jetzt nur ganz geringe Fortschritte machen können. Ich halte aber trotzdem eine künftige Reaktion nur dann für möglich, wenn der heutige Druck noch länger andauert! Bei dem lässigen, nur auf materiellen Gewinn und persönliche rohe Willensdurchführung bedachten Charakter des Südalbaniers wird ein Aufbrausen nur stattfinden, wenn das Mass voll gerüttelt ist, weit voller als bei andern Völkern in einem solchen Falle. Chaque peuple a le gouvernement qu' il merite gilt nach dem Gesagten wohl auch für die Albanier. Dass daran nur ihr Charakter und die obwal-

tenden Verhältnisse schuld sind, ist zweifellos; nach ihren geistigen Fähigkeiten müssen sie entschieden den begabtesten Völkern beigezählt werden. Es ist erstaunlich, wie viele hervorragende Männer dies kleine Volk seinen Beherrschern gegeben hat! Ich will nur anführen, dass die türkische Geschichte seit kaum 350 Jahren nicht weniger als 36 Grosswesiere und mehr als 100 Grossmeister der Janitscharen verzeichnet, die albanischer Abstammung sind. Griechenland verdankt dem albanischen Volke die bedeutendsten Führer der Freiheitskämpfe, und die kleine albanische Kolonie Italiens stellte zwei Päpste und gab einen Crispi dem Königreiche. Man wird es kaum glaublich finden, dass in der Türkei und Griechenland auch gegenwärtig die höchsten Ämter fast sämtlich von Albaniern bekleidet werden. Das ägyptische Vizekönigtum ist ebenfalls albanischen Ursprungs. Mehmed Ali Pascha entstammte einer armen Familie in der Umgebung von Kórtscha, kam mit seinem Vater als Tabakhändler nach Kawálla und setzte von dort nach Ägypten über, wo er sich mit Hilfe gedungener Landsleute die überragende Stellung schuf.[1])

Dass aber all diese albanische Fruchtbarkeit, diese Massenproduktion tüchtiger Männer nur ein gewinnloser Export war, der bloss der Fremde zugute kam, beweist klar der Zustand des Mutterlandes: Von nährenden Schneefeldern flossen Wasser hinab, durcheilten als Bäche rasch das Umland und trugen und mehrten Güter fern vom Ursprung.

Nach den im ganzen Sandschak herrschenden Bestimmungen ist die Unterrichtssprache der mohammedanischen Schulen türkisch, in den christlichen griechisch. In beiden werden also die Schüler in einem Idiom unterrichtet, das ihnen von Haus aus fremd ist. Die Lehrerfolge sind infolgedessen äusserst gering. Die mechanisch eingetrichterten Worte und Sätze entschwinden sehr bald wieder dem unnötig belasteten Gedächtnis.

Dem Buchstaben nach gibt es im Sandschak sehr viele türkische Schulen. In Wirklichkeit bestehen jedoch nur folgende Anstalten: in Berát eine vor acht Jahren eröffnete, unvollständige Idadijé (Obergymnasium), eine Rüschdijé (Untergymnasium) und mehrere Ibtidaijé (Elementarschulen) und in Walóna eine Rüschdijé. Die übrigen Kasa, Lúschnia und Skrapár (mit dem

1) Vgl. H. Gelzer, Vom Heiligen Berge und aus Makedonien 185 f.



Hauptorte Zriz), sowie die Dörfer Kapinówa, Kúta (Bezirk Berat), Smoktína, Dukát, Tragjás, Hoschtíma, Kuds und Kanína sollen Elementarschulen haben. In Kapinówa wusste man aber nichts von der Existenz einer Schule, und in Smoktína fand ich den Lehrer in dem Hause eines wohlhabenden Mannes bedienstet; der Mangel an Schülern, an Gehalt und eines Schulgebäudes haben ihn zu dieser Degradation gezwungen.

In den Städten verlassen die besonders begabten Schüler die Schule nach einer Lehrzeit von 7 Jahren. Ihre Kenntnisse bestehen nur aus den Anfangsgründen der türkischen Sprache. Sie zählen aber zu den Gebildeten und vermehren unablässig den ehrenwerten Stand der Arzuháldschi, d. i. von Schreibern, die ihr Fortkommen durch Fabrikation von Bitt- und Anklageschriften finden. Die Behörden ziehen dieses Geschäft mit wohlerwogener, satanischer Berechnung gross, weil dadurch das Parteigetriebe der Bevölkerung zur Kenntnis des Gerichtes kommt, wobei auch der Beutel der Beamten nicht leer ausgeht.

Die Blutrache hat einer Spionage und einer unlauteren, verleumderischen Prozessierungssucht Platz gemacht, der man nirgends eine Analogie an die Seite stellen kann. Ich wohnte zu Walóna im Juni 1906 einem Mordprozesse bei, der, von einem der gebildeten Parasiten, einem Arzuhálschreiber, angestiftet, aus Rache auf purer Verleumdung beruhte. 25 gedungene Zeugen beschworen, ohne von dem ganzen Hergange etwas zu wissen, die Richtigkeit der Anklage — und der Angeklagte wurde mit fünf Verwandten zu 7 Jahren Kerkerhaft verurteilt! Über diese Ungerechtigkeit erbittert, schoss der jüngste Sohn des Verurteilten, ein fünfzehnjähriges Kind, einen Monat später den Kläger auf offenem Markte nieder und rächte so nach altalbanischem Brauche den Vater.

Den Urteilspruch der türkischen Gerichte bestimmt nicht lediglich das Gesetz. Er hängt auch von den Vermögensverhältnissen und den mehr oder weniger einflussreichen Verbindungen der Parteien ab. Dabei werden, wie auch der vorstehende Fall zeigt, Zeugen zugelassen, von denen der Richter selbst sehr gut weiss, dass ihr Schwur um 10 Piaster feil ist. Danach richtet sich das rechtsuchende Publikum. Es kommt ein zweitesmal mit einer von einem geschickteren Arzuháldschi besser verfassten Ver-



leumdungsklage, mit einer grösseren Anzahl falscher Zeugen und leistet verstohlen einen Zuschuss in die leere Kasse des Dschezáreis (Strafrichters) oder Kadis.

Wenn man die Erfolge der bestehenden Schulen sieht, wäre ihre Aufhebung nicht zu beklagen. Statt der durch sie erzielten Leichtfertigkeit, Verbildung und Verderbtheit lieber Unwissenheit Urwüchsigkeit und Anhänglichkeit an das Herkommen, denn in der durch diese Eigenschaften ausgezeichneten Masse findet man achtenswerte, ganze Charaktere. Ich bin der Meinung, dass in Albanien Handwerker-, Gewerbe- und Handelsschulen das einzig Notwendige und Segensreiche wären.

Um den Unterricht der christlichen Bevölkerung ist es nicht allzuviel besser bestellt. Doch hat er, weil er Propagandazwecken dient, ein bestimmtes Ziel. Der letzte Stoss, der dem hellenischen Elemente in Mazedonien und Bulgarien versetzt wurde, blieb auf Albanien nicht ohne Nachwirkung: Das dort verlorene Terrain ist hier ersetzt worden. Offiziell vom Phanar und von der Metropolie in Berat geleitet und durch fromme Stiftungen und Gaben erhalten, stehen die scheinbar religiösen Schulen in Wirklichkeit unter der Obhut und Direktion des Vereines zur Verbreitung der hellenischen Sprache in Athen. Dass eine ostentative Begünstigung der griechischen Bemühungen von seiten der Regierung erfolgt, weiss jeder, der Südalbanien kennt. Den Grund hiefür haben wir schon o. S. 38 angedeutet.

Wenn man die Zahl der Schulen mit der Zahl der Konfessionsangehörigen vergleicht, so kann man das Treiben der Regierung sowohl wie die Tätigkeit der Propaganda beurteilen. Hier die offiziellen Angaben der Schuladministrationen im Sandschak Berát:

Kasa	Konfession		Schulen							
	Mohammedaner	Christen	türkische		griechische		italienische		rumänische	
			Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen
Berát	52.000	25.000	13	1	33	4	—	—	1	1
Walóna	26.000	4.500	6	1	11	2	1	1	—	—
Lúschnia	18.000	20.000	3	—	13	1	—	—	—	—
Skrapár	18.000	2.500	2	—	3	—	—	—	—	—
Insgesamt	114.000	52.000	24	2	60	7	1	1	1	1

Die beiden rumänischen Schulen sind seit fast 10 Jahren geschlossen. Die zwei seit 1906 wieder eröffneten italienischen Elementarschulen haben eine scheinbar triftige Existenzberechtigung in der kleinen italienischen Kolonie in Walóna. Die Unmenge griechischer Schulen zum Unterrichte ausnahmslos albanischer Jugend kann man dagegen nur als eine unerhörte Propaganda bezeichnen. Wenn auch die Resultate den aufgewendeten Opfern nicht entsprechen, so sind sie dennoch gross genug. So ist es nur dem Einwirken der Schule zuzuschreiben, wenn heute schon bei dem wohlhabenden Teile der christlichen Bevölkerung in Walóna und Berát das Griechische Haussprache ist, während es vor kaum 20 Jahren von niemand verstanden wurde. Im Süden ist die Hellenisierung ganzer Landschaften gelungen. In Kimára und Súli, die vor 100 Jahren rein albanisch waren,[1]) hört man heute nur in wenigen Häusern die angestammte Sprache. Es ist klar, dass die Intelligenz des Landes darüber empört ist und dass das Verlangen nach nationalen Schulen von Tag zu Tag dringender wird. Ob die Albanier heute dazu vorbereiteter sind als vor 30 Jahren? Das ist die heisse Frage! Hoffentlich wird die Zukunft sie bejahen.

Kehren wir noch dieser langen Abschweifung wieder in die Metropolitankirche von Berát zurück.[2]) Man führte uns auch in das Allerheiligste. Hier zog ein schmutziger Priester aus einer alten Eisentruhe ein rücksichtslos hineingestopftes »Epitaphion« heraus. Der Mensch zerrte an dem Tuche, dessen Spitzen sich in den Nägeln der Kiste verfangen hatten, mit einer solchen Roheit, dass ich ihn darauf aufmerksam machen musste, er möchte doch, wenn nicht dem reellen Werte der Antiquität, so doch wenigstens deren religiöser Bestimmung Rechnung tragen. Das Epitaphion scheint ursprünglich ein Altarvorhang gewesen zu sein. Es ist 1·25 *m* lang und 0·85 *m* breit und weist beiderseits überaus reiche, mit Seide, Gold- und Silberdraht in den verschiedensten Farben auf gelbem Grunde ausgeführte Stickereien auf. Wiewohl Zeit und besonders Menschen die Dessins und Ränder arg mitgenommen haben, sind noch jetzt die Lebhaftigkeit der ersteren

1) Vgl. Th S. Hughes, Travels in Sicily, Greece and Albania; T. C. Hobhouse, Journey through Albania; during the years 1809 and 1810. È. Legrand, Lettre inédite du R. p. Jean Camillis de Chio sur la mission de la Chimère.

2) Vgl. o. S. 28.



und die reiche Fransung der letzteren bewunderungswert. Es ist eine der feinsten Stickereien, die ich je gesehen habe. In dem viereckigen Mittelfelde ruht Christus, die Dornenkrone auf dem Haupte, mit am Körper anliegenden Armen und durchlöcherten Füssen. An den vier Ecken befinden sich in runden Medaillons die Köpfe von vier Heiligen. Rings um das Mittelbild läuft ein Band mit griechischer Inschrift, in der man fast alle Buchstaben klar lesen kann. Sie lautet in der Übersetzung:[1]) »Diese sehr geehrte heilige Gardine, Wind der allerheiligsten Mutter Gottes, des Ewigen, wurde verfertigt aus den Mitteln und mit Bemühung des sehr geachteten Bischofs Kallisto von Glawenitza und Beligrad[2]) im Monat März K. B. (υδω IIA.) † Wer hat das Leben? Ach, wie du stirbst ohne Atem, bewegungsloser Körper! † unter der hohen Regierung des grossen Fürsten von Serbien, der Romania und der ganzen Albania, auch der zwei älteren Brüder Georg und Balscha durch die Hand des Arianiti und Chrissiklavari.« Das Epitaphion stammt demnach aus dem Jahre 1373, ist also 537 Jahre alt. Und wie wird dieser Schatz geachtet! Man erzählte mir, dass das Kunstwerk an jedem Festtage in der Kerzen tragenden Menge herumgereicht und von Weibern und Kindern, da seine Berührung Wunder wirken solle, herumgezerrt werde. Tausende von Talgflecken und eine angebrannte Ecke bestätigen die Richtigkeit der Mitteilung.

Mit dem Epitaphion werden in der nämlichen Truhe noch zwei Kostbarkeiten der Kirche aufbewahrt. Es sind dies zwei überaus wertvolle handschriftliche Evangelien,[3]) beide leider nicht mehr vollständig. Anfang und Ende fehlen. Äusserlich verraten sie weder ihr hohes Alter noch ihren Wert, denn die Deckel, aus Silberfiligran, sind kaum 100 Jahre alt. Die Schrift besteht aus starken Goldbuchstaben, man kann sie aber an vielen Stellen nicht mehr lesen, denn die Kodizes haben durch Insektenfrass sehr gelitten. Ausserdem sind die Blätter, da der Raum ungemein feucht ist, fest zusammengeklebt, so dass man grosse Mühe hat, sie zu trennen. Keinem Menschen war es eingefallen, zwischen die Blätter Seidenpapier zu

1) Der griechische Text ist mir abhanden gekommen. — Eine neue Abschrift konnte ich von Konstantinopel aus nicht erhalten.

2) Jetzt Berat Das Bistum Glawnica hat Patsch, Das Sandschak Berat 77 am Südstrande des Golfes von Walona lokalisiert.

3) Vgl. P. Battifol, Les manuscrits grecs de Bérat d' Albanie et le codex purpureus. Archives des missions scientifiques 1887 437 ff. und die von K. Krumbacher in der Byzantinischen Zeitschrift VII 218 f. besprochenen Notizen von Anthimos Alexudis.

legen, und als ich die Priester ersuchte, dies doch nicht zu unterlassen, erklärten sie, dass die Bibeln jeden Feiertag auf die Kanzel kämen, man könne sie deshalb nicht so umständlich behandeln. Bis vor etwa 20 Jahren wurden die Evangelien medizinisch fruktifiziert: Man gab sie als Wunder wirkend an Kranke ab und beliess sie, je nachdem die Wunderwirkung klingend eingeschätzt wurde, bei dem Patienten bald kürzere, bald längere Zeit. War dem Kranken das Buch zu schwer, vermochte er es nicht zu halten, so war er gerichtet, kein Mittel konnte ihm helfen; erschien es ihm dagegen leicht, so war seine Rettung sicher. Der frühere, um die Denkmale von Mittelalbanien sehr verdiente Metropolit von Berat, Anthimos Alexudis, machte endlich diesem lächerlichen Humbug, welcher der Metropolitangeistlichkeit ein schönes Stück Geld eingebracht hatte, ein Ende.

Wir verabschiedeten uns von unseren Führern und folgten den Trümmern der Burgmauer nach dem Viertel Murád Tschelepíe, um auf dem engen Pfade, der dort hinunterführt, in die Stadt zurückzukehren.

Murád Tschelepíe ist neuern Ursprungs. Hier gibt es keine Erinnerungen ausser einem aus grob zugerichteten Kalksteinquadern aufgeführten viereckigen Turme, der mehr als 30 *m* hoch sein dürfte und ein Wachtturm aus frühtürkischer Zeit zu sein scheint. Jetzt trägt er, wie ein analoger in der inneren Stadt, friedlich eine Uhr.

Neben den Überresten des alten Hauses der Familie Virjón, auf das wir im nächsten Kapitel zu sprechen kommen werden, liegen etwa 50 armselige Hütten. Sie beherbergen die Negerkolonie von Berát, die vor kaum 25 Jahren noch mehrere Hundert Inwohner zählte. Es sind dies die Nachkommen von Sklaven, die Omer Pascha Virjón aus Ägypten mitgebracht und später freigelassen hat. Derartige Negerkolonien weisen besonders dort, wo sie stärker sind, einen eigenartigen Verband der Frauen auf. Jeden Freitag tritt dieser in einem bestimmten Lokale zusammen, um den »Gulúm« aufzuführen. Die Veranstaltung beginnt damit, dass die Frauen, im Kreise sitzend, unter Begleitung einer grossen und einer kleinen ovalen Trommel, die Dümbelék heisst, rhythmisch heulen, johlen und schreien. Auf ein Zeichen der Oberin der Vereinigung, der Gódje, werfen sie sich zu Boden, wälzen sich



herum und schlagen und hüpfen umher. Da einmal im Jahr, am Tage des Hidrelés (St. Georgstag, 23. April a. St.), der Gulúm öffentlich, an einem Vergnügungsorte mit Zulassung von Zuschauern stattfindet, glaubte ich die Beobachtung machen zu können, dass das Geschrei und die Musik die Frauen so hypnotisieren, dass sie ihrer Sinne gar nicht mächtig sind. In Berat nimmt die Sitte stetig ab, da die Mitgliederzahl immer geringer wird. Die aus Wechselheiraten mit Einheimischen stammenden Kinder üben sie nicht mehr aus.

Der Hauptweg von Murád Tschelepíe berührt eine Gräbergruppe, die durch drei jetzt leere Mausoleen ehemaliger Pascha der Stadt und die Ruhestätte des Baba Ali bemerkenswert ist. Von diesem erzählt das Volk, dass er kein Dach über seinem Grabe ertrage, nächtliche Spaziergänge unternehme und die rituellen Waschungen vorschriftsmässig vornehme. Deswegen steht stets ein Krug voll Wasser zu seinen Füssen.

Der Glaube, dass gewisse Tote zur Nachtzeit lebendig werden, ist in Albanien stark verbreitet. Ein schlechter Mensch wird bald nach seinem Tode im Grabe zum Lugát. Er kommt jede Nacht ausser Samstag hervor und besucht die Häuser seiner Verwandten und Bekannten, wo er Unfug treibt. Man stellt sich ihn als einen weichen mit Öl gefüllten Ziegenhautschlauch vor. Wenn man ihn jedoch sieht und nach ihm greifen will, verschwindet er augenblicklich körperlos. Um seinem Spuk ein Ende zu machen, vereinigen sich die Betroffenen zum gemeinsamen Vorgehen. Sie erwirken vom Mufti eine Fetfá (geistliche Erlaubnis), öffnen das Grab und lassen zunächst einen weissen Hengst über dasselbe springen. Weigert sich das Tier, den Sprung auszuführen, so ist das Grab des Lugát festgestellt. Nun füllt man das Grab mit Reisig an, giesst Petroleum darüber und zündet es an. Der Lugat wird dadurch umgebracht. Verbrennt man ihn nicht rechtzeitig, so wird er zum Kukúth[1]) und nimmt als solcher Menschengestalt an. In einigen Gegenden denkt man sich diesen als einen sehr untersetzen, kurzbeinigen Mann, den ein Ziegenschwanz charakterisiert. Er bringt grosses Unglück über das Land, weil er unverwundbar ist und nur mit einer Rebenschlinge erwürgt werden kann. Man gebraucht danach von ei-

1) Th ist englisch auszusprechen.



nem unheilvollen Menschen den Ausdruck: Er ist ein wahrer Kukúth.

Das Aufsteigen leuchtender Gase aus einem Grabe zeigt die Ruhestätte eines Heiligen an.

Unser Weg führte weiter zu der Brücke, die den Fluss nach der auf dem linken Ufer des Lúmi Berátit gelegenen Vorstadt Gorítza übersetzt (vgl. Fig. 10). Sie wurde um 1780 von Kurd Ahmed Pascha erbaut. Schmal und hoch, mit unebener Bahn und besonders stark ansteigendem Hauptbogen, weist ihre Bauart nichts Individuelles auf; sie repräsentiert den in Albanien und auf der Halbinsel überhaupt herrschenden Typus, der das Hauptbestreben bekundet, die Bogen so wenig als möglich zu belasten und den auf die Pfeiler wirkenden Seitendruck nach Tunlichkeit zu verringern. Die Schlusssteine der Gewölbe bilden deshalb häufig zugleich das Pflaster und die Fahrbahn senkt sich zum Pfeiler, um zum nächsten Bogen wieder anzusteigen. Die Pfeiler sind überdies mit Öffnungen durchsetzt, wodurch die Brücke den Eindruck grosser Leichtigkeit macht.

Bemerkenswert ist, dass sich auch an dieses Bauwerk trotz seines geringen Alters die Sage von einem Bauopfer knüpft.[1]) Man will wissen, dass die Pfeiler nicht halten wollten. Kurd Ahmed Pascha hielt bei den Gelehrten seiner Zeit Umfrage nach der Ursache, und es wurde ihm bedeutet, dass die bösen Geister ein Menschenopfer verlangten. Daraufhin wurde eine Frau in eine kleine Kammer vermauert, wo sie den Hungertod erlitt. Man zeigt noch jetzt die Stelle: In dem ersten Brückenpfeiler sieht man knapp über dem Spiegel ein vergittertes Fensterchen, das einem kleinen Raume Licht spendet.

Gorítza ist der Tradition nach neueren Ursprungs. Nur die Kirche der Hl. Spiridion scheint älter zu sein. Um sie gruppieren sich die ausschliesslich von Christen bewohnten Häuser.

Von Gorítza führt eine Strasse, deren Weiterführung über Sínia nach Walóna projektiert war, nach dem westlich gelegenen Dorfe Welabíscht. Hier stehen die Ruinen einer Moschee, einer Tekké und eines von Nebengebäuden umgebenen Palastes.

1) Vgl. o. S. 25.



Sie stammen aus der Zeit des Ismail Pascha, der, um 1760 Herr von Berát, nach dem von ihm bevorzugten Aufenthaltsorte Welabíschti genannt wurde. Er entstammte einer armen Familie, die in dem in der Nähe der Brücke Ure Hassán Béut gelegenen Dorfe Konisbált ansässig war. Um 1732 wurde er durch den Schwiegersohn des Grosswesiers Köprülü[1]) als kaiserlicher Page nach Stambul gebracht.[2]) Dort zu Gunst und Ehren gekommen, wurde er, da in der erbberechtigten Familie Vlora nur unmündige Kinder vorhanden waren, von Sultan Mahmud I. mit der Paschastelle in Berát belehnt. Hier machte er sich durch seine Grausamkeit und seinen Dünkel unbeliebt. Da er sich auch mit der Absicht trug, Berát nach Welabíscht zu verlegen, wurde er nach der volkstümlichen Tradition von der darob erbitterten Bevölkerung in seinem Palaste ermordet. Dass er eines gewaltsamen Todes starb, ist richtig, doch ereilte ihn das Schicksal nicht bei Berát, sondern in Walóna, wo er im Hause der Familie Ahmét Agalí von den versammelten Aga der Stadt umgebracht wurde. Er soll versucht haben, eine der Familie Vlora angehörende Witwe aus der Burg von Kanína zu rauben und zu heiraten. Ein Volkslied besingt noch heute diesen Vorfall. Sein Grab hat sich in Walóna erhalten. Als Pascha von Berát folgte ihm sein Waffenmeister (Kiahjá), der oben erwähnte Kurd Ahmed Pascha, nach.[3])

Wir wenden uns nun der inneren Stadt, dem Schéhr, zu. Sie enthält malerische Partien; einer historischen oder architektonischen Besonderheit kann sie sich jedoch nicht rühmen. Im Viertel Ték-drídhen-kjéret befindet sich der gedeckte Basar, Beséstén, eine von Läden gesäumte und mit Brettern überdachte Gasse. Der grosse Basar, im Mittelpunkte des Schéhr, besteht aus höchst armseligen und feuergefährlichen Holzbaracken, die der Familie Virjón als ein in der männlichen Linie erbliches Fideikommiss gehören, eine Institution, die in Albanien gegenwärtig nur noch sehr sporadisch nachweisbar ist.

Über dem Stadtteil Mngalém steht fast 60 *m* über dem Flusse auf einer in dem anstehenden Felsen geschaffenen Terrasse eine

1) Vielleicht Köprülü Numan Pascha, sechster Grosswesier Ahmets III.
2) Vgl. Ismirli Mustafa Pascha, Netaitsch-ül-wukuat. Konstantinopel, 1892.
3) Meh. Süreja Bei, Sidschilli-Osmani II Konstantinopel, 1892.



aus Ziegeln aufgeführte kleine Kapelle, die Schen Hill, dem Hl. Michael, geweiht ist und nur an dessen Feste geöffnet wird. Einige Meter über ihr befindet sich eine kleine Grotte, die Grotte des Schen Hill genannt, deren Wände, wie noch Spuren erkennen lassen, einst ganz mit Mosaikfiguren geschmückt waren. Die Kultstätte in der Grotte ist älter als die Kapelle; beide scheinen aus frühbyzantinischer Zeit zu stammen.

Wie an christlichen, so ist Berát auch an mohammedanischen Gotteshäusern ziemlich reich. Es sollen für die 7000 mohammedanischen Seelen der Stadt 10 Moscheen, 12 Mesdschíd (Kapellen), 3 grössere Tekké und ausserdem eine Médresse (theologische Lehranstalt) für 15 Zöglinge bestehen. Die älteste Moschee führt den Namen Dschamíje Mbrétit, Königsmoschee. Ihr Erbauer soll Sultan Bajesid II. gewesen sein, der sie zur Erinnerung an seinen Zug nach Albanien habe erbauen lassen.[1] Eine Tradition, welcher der Umstand widerspricht, dass Bajesid II. nie nach Albanien gekommen ist. Wahrscheinlicher erscheint daher eine zweite Version, der zufolge Bajesid II. i. J. 1492 seinen Lalá (Hofmeister) nach Berát geschickt habe, um die Moschee zu bauen. Die erstangeführte Überlieferung erzählt die Entstehung der Moschee folgendermassen. Bajesid kam mit geringem Gefolge aus dem Lager auf den gegenwärtigen Burgberg von Berát. Hier weidete ein Hirt seine Schafe. Der Herrscher sprach ihn um ein Schaf an, um sich das Mittagessen bereiten zu lassen. Wie die ganze christliche Bevölkerung des Landes war auch der Hirt den Mohammedanern feindlich gesinnt und verweigerte die Erfüllung des Wunsches, zumal da er den Sultan nicht erkannt hatte. Bajesid bat ihn nun um den Hirtenstock und sagte: »Wenn es mir gelingt, den Stab bis zu der Kapelle, die im Tale steht, zu werfen, so gibst du mir das Schaf; vermag ich es nicht, so erhälst du von mir so viel Gold, als das Tier schwer ist.« Der Hirt ging darauf ein. Gottes Hand stand dem Sultan bei, der Stock traf das Kreuz der Kapelle. Davon mächtig ergriffen, bekehrte sich der Hirt zum Islam, und an der Stelle der Kapelle entstand die Dschamíje Mbrétit.

Eine zweite Moschee führt den Namen nach Omer Pascha Virjón, ihrem Stifter. Die Erbauer der übrigen sind unbekannt.

1) Vgl. Hodscha Sadeddin Efendi, Tadsch-ül-tewarich. Konstantinopel 1584.



Die grösste, im Zentrum der Stadt gelegen, heist Dschamíje Plúmbit. Wegen ihrer grotesken Wandmalereien ist sehenswert die Dschamíje Telélkawet. Das Volk erzählt, dass in ihr zwei Heilige begraben seien, welche die Kuppel mit dem Halbmond ganz aus Gold errichten liessen, damit sie, wenn die Moschee verfiele, wieder aufgeführt werden könnte.

Von den Klöstern besuchten wir die dem Orden der Halwetí gehörige Tekké des gegenwärtigen Scheichs Hassán (sie wird nach dem jeweiligen Vorstande benannt). Sie ist eine Gründung Kurd Ahmed Paschas aus dem Jahre 1785, der ihr grosse Einkünfte vermachte. Ausser der isolierten Bethalle, Sikké, stehen in einem durch niedrige Mauern umfriedeten Hofe einige einstöckige Gebäude, die dem Scheich und den Derwischen (Mönchen) zur Wohnung dienen. Der Scheich führte uns in die Sikké. Diese ist ein aus sorgfältig zugerichteten und zusammengefügten Steinen errichteter, 6 *m* hoher quadratischer Bau von 12 *m* Seitenlänge, dem auf der Eingangsseite eine offene Halle vorgelegt ist, deren Säulen aus dem alten Apollonia stammen. Die innere Disposition ist sehr einfach: Ein grosser Betraum und ein kleines Seitengemach. Das schönste Ausstattungsstück des ersteren ist die Decke. Wenn man zu ihr aufschaut, so wird man von ihrer Schönheit, ihrem Reichtum und Geschmack so mächtig erfasst, dass man sich gar nicht in Berát wähnt, das dem Schönheit suchenden Auge so wenig bietet. Sie ist aus Holzplatten zusammengesetzt und bildet ein so harmonisches Ganzes, wie man es in Albanien bei derlei Arbeiten nur selten zu sehen bekommt. Die Arabesken weisen nicht den reinen orientalischen Zug auf, man merkt ihnen vielmehr deutlich abendländischen Einschlag an; die Farben sind lebhaft, abgestimmt und von einer wunderbaren Frische. Wer der Schöpfer dieses Kunstwerks und der Tekké ist, konnte ich leider nicht in Erfahrung bringen. Ich glaube nach der Bauart, die in ganz Albanien Analogien hat, ihn in Díbra suchen zu dürfen, wo noch jetzt alte Leute, weil ihre Kunstfertigkeit in Holzschnitzerei und Malerei nicht mehr gewürdigt wird, in den ärmlichsten Verhältnissen leben und die ihren Arbeiten einen eigenartigen, halb morgen-, halb abendländischen, ich möchte sagen, einen nationalalbanischen Stil geben.

Einen andern Beweis autochthonen Kunstschaffens fand ich hier in den schön geflochtenen Binsenmatten aus der Müsekié, die auf dem Boden ausgebreitet waren. Es ist sehr zu bedauern, dass derartige im Volke schlummernde Kräfte nicht durch behördliche Förderung zur Entfaltung gelangen. Aber auch ein privater geschäftskundiger Unternehmer, der in der Musterung, im Kolorit und in der Appretur Anleitungen zu geben und für den Absatz zu sorgen verstände, könnte hier bei der Billigkeit des Materials und der Arbeitskräfte glänzende Erfolge erzielen. So kostet eine Okka (1·412 kg) gereinigter Binsen 30 bis 50 Para (15—25 Heller), ein Quadratkulátsch (= 1·60 m^2) Strohgeflecht 5 Piaster (1 Krone) und ein Quadratmeter Binsengeflecht 6—8 Piaster (1·20—1·60 K).

In dem kleinen Seitengemache der Sikké befinden sich zwei Gräber, von Kurd Ahmed Pascha und dessen Sohne Mehmed Kiemaleddin Bei. Der Pascha soll ein gebürtiger Syrer gewesen sein. Sicher ist, dass er aus Prisrénd nach Berát in die Dienste von Ismail Pascha Welabíschti kam. Als dessen Kiahjá wurde er zuerst Mutessélim (Gouverneur) von Delwíno und dann, wie o. S. 48 erwähnt wurde, Pascha von Berát. Er regierte in Delwíno und Berát fast 10 Jahre segensreich und hinterliess nur einen unmündigen und geistesschwachen Sohn, Mehmed Kiemaleddin. Dieser wurde von seiner Schwester Merjém, bekannter unter dem Namen Hánko-Páscho, auf das in der Müsekié gelegene Gut Ngúrza gebracht, wo er so lange gefangen gehalten wurde, bis Merjéms Gatte, Ibrahim Pascha Vlora, mit der Paschastelle belehnt wurde. Kiemaleddin starb in jungen Jahren und wurde an der Seite seines Vaters begraben. Es ist merkwürdig, dass die beiden Gräber bloss kleine Erdaufhäufungen sind ohne die geringste Einfassung oder irgendein Mal. Ebenso sehen die Ruhestätten in der Tekké Sinan Paschas, des Stammvaters der Familie Vlora (o. S. 32), in Kanína aus. Es scheinen hier und dort entweder von fremden Eindringlingen oder von den Wächtern der Tekké in der Anhoffung reicher Schätze Gräberschändungen vorgekommen zu sein.

In der Nähe des sogenannten Volksgartens, Milét Bachtsché, kamen wir zu der höchsten türkischen Schule

von Berát, der o. S. 40 erwähnten Idadijé, die in einem einstöckigen, i. J. 1900 aus Volksmitteln erbauten Hause untergebracht ist. Sie besteht aus drei Rüschdijé- und zwei (statt der üblichen vier) Idadijéklassen. In der Anstalt werden gegen 100 Kinder unentgeltlich unterrichtet, da die Lehrer durch Vermittlung der Siraát Bánkassi, der Landwirtschaftlichen Bank, vom Unterrichtsministerium gezahlt werden. Für das Unterrichtswesen hebt nämlich der Staat eine Steuer ein in der Form eines zweiprozentigen Zuschlags auf den Aschar (Zehent) eines jeden Steuerpfichtigen. Hievon sind wohl die Spesen für die die Einhebung besorgende Landwirtschaftliche Bank zu entrichten, das Reinerträgnis der Staatskasse in Stambul ist aber trotzdem ein ungemein hohes.

Der Zufall fügte es, dass ich gerade bei Beginn einer Geographiestunde eine der höheren Klassen betrat. Ich glaube, in einer Viertelstunde hier mehr exotische Namen vernommen zu haben, als man in einem geographischen Institute in einem Jahre zu hören bekommt. Die Kinder warfen mit Hindukusch, Haiderabad und phantastischen Zahlen so furchtbar herum, dass ich mich, vom Lehrer eingeladen, einige Fragen zu stellen, gar nicht traute, meine geringen Kenntnisse mit diesen wandelnden Karten zu messen, und mich nur bescheiden erkundigte, wo der Lúmi Berátit entspringe, wie der grösste See der Balkanhalbinsel heisse, welche Grenzen die Europäische Türkei habe u. dgl. Damit kam ich aber schlimm an. Mit einem mitleidigen Lächeln erklärte der weise Magister, dass dies für seine Schüler viel zu einfache Dinge seien, deshalb habe er sie ihnen auch gar nicht beizubringen getrachtet. »Das alles werden sie ja im Leben einmal selbst sehen«, fügte er hinzu, »brauchen es also nicht schon jetzt zu lernen.« Ich beugte mich vor dem tiefen Sinn der Worte. Die von mir gewünschten Aufklärungen hätte der Pädagoge wohl selbst nicht geben können. Er war ein siebzehnjähriger Knabe, der an derselben Anstalt vor vier Monaten das Reifezeugnis erhalten hatte und nun die Stelle eines wirklichen Lehrers vertrat, weil er der Sohn einer einflussreichen Mannes und zugleich billiger war. Er kostete der Behörde nur 150 Piaster (30 Kronen) monatlich, während der Lehrergehalt 750 Piaster (150 K) beträgt.



Im Hofe der Schule standen einige antike Monumente, die alle in einem in der Nähe des Hükümét-Platzes der Festung (o. S. 27) blossgelegten Fundamente gewonnen worden waren. Das wichtigste Stück ist ein Kalksteinsarkophag mit der Figur eines Mannes in griechischem Faltenkleide auf dem Deckel und folgender Inschrift:

ЄΙΒΙΔΙΟϹ ΝЄΙΚΑΙϹ·Є
ΤωΝ ΜΔ ЄΠΟΙΗϹЄΝ Η
ϹΥΜΒΙΟϹ ΝЄΑΠΟΛΙϹ ЄΚ
ΤωΝ ΑΥΤΟΥ ΜΝΗΜΗϹ ΧΑΡΙΝ

Sonst sah ich noch Bruchstücke einer dorischen Säule und eine kleine, den in Apollonia-Pójani gefundenen ähnliche Kalksteinara, deren Ansichtsseite über der undeutlichen alten Inschrift ein unförmliches Kreuz aufweist. In die Wand der Schule wurde der beschädigte Statuenkopf einer jungen Frau eingemauert.

Als Pendant zu der Visitation der türkischen Idadijé durfte der Besuch der griechischen Hauptschule nicht fehlen, bot sich mir doch auf diese Weise Gelegenheit, mich von den zivilisatorischen Bestrebungen der Neuhellenen unter den wilden Albaniern zu überzeugen. Mein Führer war hiebei der griechische Konsul.

Die Schule ist in einem grossen, ziemlich baufälligen Hause des Viertels Mngalém untergebracht. Sie entspricht einem sechsklassigen Gymnasium. Ausser ihr hat Berát acht griechische Volksschulen, vier für Knaben und ebensoviele für Mädchen. Das Gymnasium besteht seit mehr als 30 Jahren und ist die erste Anstalt dieser Art, die im Sandschak Berat errichtet wurde. In ihr werden 70 bis 80 Knaben unentgeltlich unterrichtet, da die Ausgaben von dem Vereine zur Verbreitung der hellenischen Sprache in Athen bestritten werden. Die Lehrer werden meist von der Metropolie ernannt, aber ebenfalls von Athen aus bezahlt. Die Kirche hat der Bevölkerung eine Art Steuer im Betrag von 10 Piaster (2 K) jährlich für die Person auferlegt, welche von dem Subasch (Ortsältesten) oft nur den reichen Gemeindemitgliedern aufgebürdet wird. Sie soll zur Zahlung der Gehalte der Geistlichen dienen, doch wandert ein bestimmter Teil nach Athen in die Kasse des griechischen Schulvereins.

Ich muss gestehen, dass die Lehrerfolge des Gymnasiums wie auch die der andern griechischen Staatsschulen in jeder Bezie-



hung besser sind als die der türkischen Anstalten. Die Griechen arbeiten wenigstens seit Jahrzehnten nach fest vorgeschriebenen Prinzipien und mit einer Zähigkeit und Aufopferung, die eines andern Zieles als der Entnationalisierung eines Volkes wert wären. Wen meine Darlegungen (o. S. 43) über die Absichten und die Wirkungen dieser »religiös-zivilisatorischen« Arbeit nicht überzeugten, möge sich an einem Abend in Berát einfinden, wenn die Kinder — durchwegs Albanier — die Schule unter dem Absingen der griechischen Nationalhymne verlassen.

---

2. Vom Bauen und Wohnen in Berat und Albanien.

Das Haus von Asis Pascha Virjón, meines Gastfreundes in Berát, ist der Typus des albanischen adeligen Herrenhauses der jüngeren Vergangenheit. Ältere Bauten nach Art der Burgen des übrigen Europa haben sich nur in Mittel- und Südalbanien hie und da erhalten, da bloss diese Landschaften, in denen das Söldner- und Kondottieriwesen scharf ausgeprägt war, sich feudaler Familien rühmen können. Sie haben aber ihre ursprünglichen Formen durch Zu- und Umbauten fast vollkommen verloren. Der Untergang vieler Adelssitze fällt der Regierung zur Last. Die wenigen Bauten, die schlossartigen Charakter haben, sind schlechte Nachahmungen fremder Vorbilder vom Ende des XVIII. Jahrhunderts ohne künstlerischen Wert. Zu den am besten erhaltenen gehören die Schlösser der Bei von Libochówa und Klissür und die kleine Burg im Dorfe Métschgorán. Pouqueville[1]) berichtet, dass Ali Pascha Tepelen das Schloss von Libochówa für seine Schwester Schéhnisa durch italienische Baumeister habe aufführen lassen. Ich sah dort zu meiner nicht geringen Betrübnis die alten massiven, von grossem künstlerischen Geschmack zeugenden Nussholzplafonds der Zimmer durch neue Doppeldecken aus Tannenholz verdeckt und arg beschädigt. Als Grund dieses Vandalismus wurde mir die schwere Heizbarkeit der Räume angegeben. Ebenso wurde in dem »Neuen Hause« der Familie Vlora in Walóna vor 40 Jahren eine Renovierung vorgenommen, die es in der unsinnigsten Weise

1) Histoire de la Grèce.



entstellt hat. Die Änderung der Lebensführung, die durch die Güterteilung nach dem Tanzimat in den grossen Familien herbeigeführt wurde, bedingte die Adaptierung der ausgedehnten Schlösser zu bescheideneren, wohnlicheren Häusern. Deshalb verliessen auch die meisten Adelsgeschlechter ihre Festen, in denen sie bis dahin gelebt hatten, und bezogen bürgerliche Wohnungen in den Städten.

Die Familie Virjón, welche erst zu Beginn des XIX. Jahrhunderts durch Glück zu Reichtum und Ansehen gelangte, besass kein Familienschloss, an das sie durch Tradition gebunden gewesen wäre. Omer Pascha Virjón liess sich in Berát im Viertel Murád Tschelepíe in der Nähe des Flusses ein Haus bauen, das aber abbrannte und heute auf dem Platze in Ruinen liegt, der nach dem Baue Sarájet, Schloss, heisst. Über dem halbverfallenen Tore steht die Inschrift: Atschildkdsche kapansun ajni ada, bi hürmeti inna fetahna! (So oft du dich öffnest, möge sich das Auge der Feinde schliessen zu Ehren [der Sure] Inna fetahna).

Die Virjón bezogen dann das Haus Kurd Ahmed Paschas, dessen Geschlecht erloschen war, im Viertel Atík am Fusse des Burgberges. Der Bau bildet ein mächtiges Gebäuderechteck mit zwei grossen Innenhöfen. Noch vor 32 Jahren haben ihn zwei sechsstöckige Türme überragt, die nach einem Erdbeben abgetragen wurden, so dass heute ihm nur noch die zwei grossen Tore und die Schiessscharten ähnlichen Aussenfenster ein stattliches, historisches Aussehen verleihen. Der Oberbau ist zum Teil aus Holz. Da man auch hier, wie gewöhnlich, keine Reparaturen vornehmen lässt, wird in absehbarer Zeit von der alten Glorie nichts mehr vorhanden sein als das Fundament. Zur inneren Umgestaltung hat wesentlich der Umstand beigetragen, dass sich die Familie Virjón nach dem Tode von Hussein und Kahreman Pascha, den Söhnen Omer Paschas, in zwei Zweige teilte und demzufolge auch eine Teilung des Gebäudekomplexes vornahm. Bemerkenswert ist noch, dass sich unter dem bunt zusammengewürfelten Baumaterial auch hier Säulen aus Apollonia vorfinden. Welche Devastierungen hat die alte Stadt für Neubauten einer weiten Umgebung über sich ergehen lassen müssen!



Der Überfluss an Stein, nicht bloss aus alten Ruinenstätten, hat in Albanien den Hausbau bestimmt. Für die Anlage und Disposition waren von ausschlaggebendem Einfluss die eigentümliche Lebensweise und die Sitten der Bevölkerung sowie die Notwendigkeit des Schutzes gegen Angriffe. Die albanischen Bauten haben dadurch einen ausgesprochen militärischen Charakter erhalten. Nicht ohne Einfluss war auch die Konfession. Einen eigenen albanischen Stil kann man jedoch nicht aufstellen. Die Häuser zeigen nebeneinander all die Merkmale der Bauart jener Völker, mit denen die Albanier in Kontakt gekommen sind.

Die Bauweise ist ungemein primitiv. Die älteren Gebäude sind grösstenteils in einer Zeit entstanden, in der die Fronarbeiter auch diesen Dienst verrichten mussten; ihre Arbeit war also liederlich. Und diese Oberflächlichkeit und Unsolidität haben sich vererbt, auch bei den Maurern von Opár und Kórtscha im toskischen Süden und den Bauhandwerkern von Díbra im gegischen Landesteile, wo das gleiche Gewerbe vom Vater auf den Sohn übergeht. Man weiss nichts von einer inneren Verbindung der Steine, welche die beiden Aussenseiten einer Mauer bilden. Jede von ihnen ist sozusagen eine Mauer für sich, denn ihre Steine werden gesondert aufgeschichtet und der Zwischenraum mit kleineren Bruch- und Lesesteinen sowie mit Grobschlag ausgefüllt. Dabei ist es gleichgiltig, ob das Bindemittel Kalk oder Lehm ist. Um solchen Mauern eine gewisse Haltbarkeit zu geben, wendet man hölzerne Riegel an. In Abständen von 3 bis 4 Fuss übereinander mauert man auf jeder Mauerseite dünne Balken ein, die miteinander durch hölzerne Querbänder (Brésa) verbunden werden. Diese Holzleiter bildet das Gerippe der Steinmauer.[1]) Bei einer solchen Bauweise ist es selbstverständlich, dass man hier auf Mauern stösst, deren eine Seite ausgebaucht oder schon zusammengestürzt ist, während die andere noch senkrecht aufrecht steht. Festungsartige Bauten oder Stellen eines Gebäudes, die widerstandsfähiger sein müssen, wie Erker, Fenster- und Türstöcke sind meist aus abgerichteten Steinen hergestellt, doch ist auch hier die Arbeit nachlässig und nur ephemer.

Als Deckmaterial dienen in der neuesten Zeit in den Städten und zum Teil auch in den nächsten Dörfern Ziegel, sonst

1) Vgl. Patsch, Das Sandschak Berat 29 Fig. 6 ff.



verwendet man schwere Steinplatten, die an die Tragfähigkeit des Dachstuhls natürlich grosse Anforderungen stellen. Da man auch hier Zweckmässigkeit und die Gesetze einer gleichmässig verteilten Belastung nicht kennt, so stopft man in den Dachstuhl Unmengen von Holz, der dadurch ein krauses Gewirr von Trämen, Sparren, Pfetten und Latten bildet. Da es noch dazu an gutem Werkholz mangelt, alles verbogen und verrenkt ist, so glaubt man, wenn man einen derartig überdachten Raum betritt, da eine Decke meistens fehlt, unter eine ausgedörrte Baumkrone zu treten.

Holzbauten (Tschatmá) sind infolge des Mangels an geeignetem Material selten und nur bei wohlhabenden Leuten anzutreffen.

Was den Grundriss des Wohnhauses und die Anordnung der Nebengebäude anbelangt, so wollen wir von einem Stadthause der begüterten Klasse ausgehen, weil die Bauten auf dem Lande seine vereinfachten Repliken sind. Wir bemerken noch, dass wir dabei ein vor mindestens 20 Jahren erbautes Haus im Auge haben, da heutzutage auch hier der wohlfeilere beengte Nutzbau die alte weniger berechnete, behaglichere Bauweise verdrängt hat.

Jede Familie mit grösserer Mitgliederzahl bewohnt eine ausgedehnte, isolierte, burgartige Anlage (vgl. Fig. 11), bei welcher Gebäude und hohe Mauern einen Hof einschliessen, der bei Vornehmen durch eine gewöhnlich niedrigere Quermauer in zwei Teile geteilt ist, um die vorderen, allgemein zugänglichen Räume, den Selamlík, von der rückwärtigen Frauenabteilung, dem Haremlik, zu scheiden. Ein grosses, in den ersten Hof führendes Bogentor ist ebenfalls ein Zeichen eines guten Hauses. Den Christen war es bis vor nicht langer Zeit verboten, gewölbte Tore zu haben. Das Tor wird oft von vortretenden Gebäuden flankiert, so dass der davorstehende Feind ins Kreuzfeuer genommen werden kann. Manchmal ist über dem Tor ein Wächterstübchen angebracht, in der Regel steht es jedoch im Hofe. Neben dem Tor befindet sich ein zweigeschossiges Gebäude, das im Oberstock dem Familienoberhaupte bei Tag zum Aufenthalte sowie zur Aufnahme von Gästen dient. Das Erdgeschoss wird gewöhnlich als Stall verwendet. Ausserdem liegen an diesem Hofe Dienerwohnungen und Vorratsräume. Etwa in seiner Mitte

befindet sich ein Brunnen mit einem Tränktroge. Den Hof durchschreitend, kommen wir zu einem zweiten Tor, das in der Quermauer so angebracht ist, dass man von der Strasse aus nicht in den dahinter liegenden Hof der Frauenabteilung sehen kann. Diesen umgeben ebenerdige Bauten, in denen die Küche und sonstige Wirtschaftsräume untergebracht sind, und ein grosses, zweigeschossiges Wohngebäude in Hufeisenform, dem eine Veranda vorgelegt ist, zu der eine Freitreppe emporführt. Auch hier nehmen das Parterre Stallungen, Speicher, Holzkammern usw. ein und befinden sich die Wohnräume im ersten Stock. Diese öffnen sich auf die Veranda, die der bevorzugte Aufenthalt der weiblichen Bewohner des Hauses ist. Hier sitzen sie den Tag über bei ihrer Arbeit und nehmen hier auch die Mahlzeiten ein, solange es die Witterung erlaubt. Der Webstuhl (W é g j e t) fehlt nie im Hause, doch steht er öfter in der Küche neben dem Herde als auf der Veranda.

Die Türen bestehen wie die Tore aus dicken Eichenholzbohlen und sind mit schweren Eisenspangen und breitköpfigen Nägeln verstärkt, die beide in ihrer Ausführung an mittelalterliche Schmiedekunst erinnern.

Der Unterstock hat auf der Aussenseite nie Fenster und der Oberstock nur sehr kleine, die mit schweren Holzläden verschlossen werden, oder Schiessscharten. Fensterscheiben gab es auch in der Stadt bis vor 20 Jahren kaum, in den Dörfern sind sie noch jetzt eine Rarität.

Die Decken der Zimmer sind meist niedrig und weisen häufig schöne Holzverzierungen auf. In den Wänden sind ringsherum Nischen ausgespart, die ebenfalls Holzschnitzereien zieren. Über ihnen läuft ein Gesims mit festen Haken, an denen die Gewehre aufgehängt werden. Die grösseren Zimmer haben einen offenen viereckigen Kamin von etwa 1 *m* Durchmesser. Mit der einen Seite stösst er an die Mauer an, die drei andern Seiten der Feuerstelle (W á t r), die sich etwa 20 *cm* über den Fussboden erhebt und die mit Steinen oder Platten gepflastert ist, sind mit Balken eingefasst. Der Zylinder über der Feuerstelle ist in besseren Häusern oft kunstvoll verziert[1]); nun wird er seltener, meist begnügt man sich mit einem Loche im Dache.

1) Vgl. A. Degrand, Souvenirs de la Haute-Albanie 25; Th. Ippen, Skutari und die nordalbanische Küstenebene 38.



Ein einen halben Meter hohes, an den Wänden ringsherum laufendes, mit Fellen oder Teppichen bedecktes Holzsofa, eine oder mehrere oft kunstvoll verzierte Holztruhen und die notwendigsten Gebrauchsgegenstände bilden das Ameublement der Zimmer. Neben der Feuerstelle stand noch vor kurzem das Lichtzeug. Es bestand aus einer hochfüssigen Öllampe, einigen Scheren und dem Feuerstein samt Zugehör. Jetzt haben sich Petroleumlampen eingebürgert.

Die Küche befindet sich stets in einem Nebengebäude; nur der Kaffee wird in den Wohngebäuden gekocht. Wenn sich bei einem aussergewöhnlichen Festmahle der Herd der Küche als zu klein erweist, so werden im Freien provisorische Herde errichtet. Backöfen nach westeuropäischer Art kennt der Albanier nicht. Das Brot wird in ein ganz primitiv, aus Lehm aufgeführtes, niedriges Gehäuse geschoben, um welches Feuer angezündet wird. Man legt das Brot auch einfach auf oder in heisse Asche, bis es hålb gebacken ist.

Türme, welche vor kaum einem halben Jahrhundert noch in jedem Hause zu sehen waren, werden jetzt nicht mehr gebaut. In den Städten, wo sich an einzelnen Gebäuden noch ihre Reste erhalten haben, waren sie oft an das Haus angebaut und überragten es um ein oder zwei Stockwerke. Manchmal standen sie isoliert, mitten im Hofe. Jedes Stockwerk hatte nur einen Raum. Nach dem Tanzimat wurden die Türme auf Anordnung der Regierung abgetragen. Viele wurden von den Eigentümern selbst in sinnloser Neuerungssucht umgebaut.

Gräben, Zugbrücken usw. sind in Albanien unbekannt. Die Isoliertheit der Häuser wurde als genügender Schutz angesehen. Befestigte Einzelbauten mit mehreren hohen, schmalen Stockwerken, wie man sie sonst in Albanien findet, sind im Sandschak Berát höchst selten. Als Beispiele können dafür einige Häuser in Dukát (z. B. das von Derwísch Ali) und die Befestigung des Hysséin Lábi in Niwítza gelten[1]). Die militärischen Wachthäuser an den Karawanenstrassen, Karakól oder Tabór genannt, sind ihre Abbilder.

Die Wohnhäuser auf dem Lande sind, wie bereits bemerkt wurde, mit wenigen Ausnahmen Stadthäuser in kleinerem Mass-

1) Vgl. Hahn, Albanesische Studien I 171.



stabe. Die Wirtschaftsgebäude umschliessen das Wohnhaus, einen gut geschützten Eingang freilassend. Diesem stand früher der Turm, die Kúla, gegenüber.

Einen eigenen, man möchte sagen tropischen, Haustypus weist die Müsekié auf. Der dortigen Bevölkerung hat der kriegerische Geist von jeher gefehlt, man richtete sich also hier die Wohnstätte und das Gehöft nach rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten ein.

Das weite Gehöft umschliesst ein Gehege von lebendem Schilfrohr oder von Brombeeren, in dem drei oder mehr kleine Hütten stehen, von denen eine zur Wohnung, die andern als Stall, Scheune usw. dienen. Es sind armselige Baulichkeiten: Ein Holzgerüst mit Rohrwänden, die mit Lehm oder Kuhmist verschmiert sind, und einem zerzausten Schilfdache. Zwei Türen, in der Mitte der einen 7 bis 10 *m* messenden Langseite des Hauses gewähren allein Licht und Luft. Die Innenausstattung besteht vornehmlich aus Decken, welche Tags über zu einem Ballen an der Wand zusammengerollt, nachts ausgebreitet als Schlafstellen dienen, aus einigen Schilfmatten, ferner aus einer grösseren Zahl von mächtigen Weidekörben, in denen das Getreide aufbewahrt wird, und einem Butterfass (Dübék).

Den Wohngebäuden können die Mühlen beigezählt werden, da sie in Albanien vom Müller zugleich bewohnt werden (vgl. Fig. 12). Unseren Mühlen liegt das Prinzip der Turbine zugrunde. Das Wasserrad läuft wagrecht, stets unter dem Bodenniveau, und besteht aus einer Menge dicht aneinander gereihter löffelartiger Speichen, in welche der Wasserstrahl aus einem über ihnen angebrachten Trichter unter einem mehr oder weniger spitzen Winkel von der Seite her spritzt. Fünf bis sechs Fuss über dem Wasserrade liegen auf einem Gerüst die beiden Mahlsteine, von denen der obere durch eine senkrechte Achse mit dem Wasserrade verbunden ist. Diesen primitiven Mechanismus sucht man gegenwärtig durch moderne Maschinen zu ersetzen, doch hat man auch dabei mit der Schwierigkeit des Transportes und der Installation zu kämpfen.

Die Typen der Einkehrhäuser, Hane, sind je nach der Gegend und der Frequenz verschieden. Die grossen, an den wichtigen Karawanenstrassen von Janína, Argyrokástro, Kórtscha



usw. gelegenen stammen aus älterer Zeit und gleichen kleinen Festungen (vgl. Fig. 13). Ein Viereck von Gebäuden schliesst einen Hof ein, in den man durch ein festes Tor eintritt. Das Erdgeschoss nehmen Ställe und Magazine ein, im Oberstock befinden sich die Passagierzimmer, die sich auf eine in der Regel rings um den Hof laufende Galerie öffnen. Sie sind klein, nur mit Matten oder Teppichen und einigen Pölstern ausgestattet und haben enge Fenster, die im Notfalle als Schiessscharten dienen.

Die Architektur unserer öffentlichen Gebäude, der sakralen wie der profanen, enthält nichts Eigenartiges. Sie weist das Gemisch von byzantinischen und arabischen Motiven auf, das man überall auf der Halbinsel antrifft.

---

3. Aus der Gesellschaft von Berat.

Die Familie Virjón gehört zu den wohlhabendsten und angesehensten in Albanien. Da ihre Geschicke mit der jüngeren Geschichte des Sandschaks von Berát mannigfach verknüpft sind, wollen wir hier ihren Werdegang, die früheren gelegentlichen Bemerkungen zusammenfassend, darlegen.[1])

Um das Jahr 1770 lebte in der Nähe von Berát im Dorfe Wirjón ein Mann, namens Tschél-Féjzo, dessen Vater Weiz geheissen haben soll. Er wohnte mit seinem Bruder und einem

1) Es hat nicht an Versuchen gefehlt, der Familie eine längere, stolzere Vergangenheit zu geben. Der erste, der dafür literarisch eintrat, war der französische Konsul F. C. H. Pouqueville. In seinem, was Albanien anbelangt, recht oberflächlichen, 1805 erschienenen Reisewerke Voyage en Morée, à Constantinople, en Albanie et dans plusieurs autres parties de l' Empire Ottoman hat er ohne nähere Beweisführung die Behauptung aufgestellt, dass die Virjon von einer Seitenlinie des byzantinischen Kaiserhauses der Paläologen abstammen. Der Grieche P. Aravandinos, dem es darauf ankam, möglichst viel vom Hellenentum in Epirus nachzuweisen, nahm in seiner Chronologia this Epiri die These auf, allerdings mit etwas Reserve. Danach soll ein Fürst von Delwino namens Vrijoni sich mit einer paläologischen Prinzessin vermählt haben. Als die Türken das Land besetzten, sollen die drei Söhne des letzten Vrijoni geflohen sein und sich an drei verschiedenen Orten niedergelassen haben. Damit bringt man nun drei heute existierende Orte Wirjón in Verbindung: im Kasa von Delwino, bei Berat und in Apulien. Selbst wenn diese Kombination richtig wäre, wie will man erweisen, dass ein 400 Jahre später aus dem Beratiner Dorfe Wirjón emporgekommener Kondottiere der Sprössling der Vrijoni, bzw. der Paläologen ist? Als Beweis führt man in der letzten Zeit an, dass der neue Stammvater Fejzo den Beinamen Tschel gehabt habe, und Tschel sei die Abkürzung von Tschelepi, Herr. Nun ist aber dies ein Ehrentitel, den man angesehenen Christen gibt. Die Vrijoni müssten also zum Islam übergetreten sein, und von dem Glaubenswechsel eines so vornehmen Hauses hätte sich doch irgendeine Tradition erhalten. Ausserdem ist die Bezeichnung Tschelepi nur bei den Türken üblich, von den Albaniern wird sie nicht einmal verstanden. Kurz, Oberflächlichkeit und Eitelkeit haben eine Unwahrheit mehr in die Welt gesetzt.



Freunde, mit dem er Blutsbruderschaft geschlossen hatte, zusammen. Sie scheinen sich in guten Vermögensverhältnissen befunden zu haben, denn in der Ruine ihres Hauses kann man die Reste eines Warmbades erkennen. In jungen Jahren war Féjzo nach der Tradition Führer des Rüfét der Bekiáren in Berat. Es war dies ein Bund junger lediger Männer (Bekiár), die vornehmlich dem Kriegshandwerke oblagen. Sie zogen gemeinsam ins Feld unter Führung des Krüe Lesch. Der Häuptling führte diesen Namen, der behaarter Kopf bedeutet, nach seinem Abzeichen, einem Stab, der eine Kugel trug, von der ein Haarbüschel herabhing.

Féjzo hatte drei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn hiess Omer und von ihm stammt die gegenwärtige Hauptlinie der Virjón ab. Auch die Nachkommen der jüngeren Söhne und der Tochter, die nach Karaféria in Mazedonien heiratete, blühen noch. Omer erlangte schon zu Lebzeiten des Vaters unter der sehr unruhigen Bevölkerung von Berát eine führende Stellung und wählte dann den militärischen Beruf.[1]) Um rasch die höchsten Würden zu erlangen, hielt er um die Hand der einzigen Tochter von Ahmed Kurd Pascha, der uns bereits bekannten[2]) Hánko-Páscho, an. Da der Pascha es jedoch vorzog, sein Kind Ibrahim Pascha, dem Majoratsherrn der Familie Vlora, zu geben, so entstand eine erbitterte Rivalität zwischen Omer und Ibrahim Pascha. Der erstere musste vor der Macht seines Gegners weichen; er trat in die Dienste von Mehmed Ali Pascha von Ägypten und wurde mit der Zeit einer der Anführer der albanischen Garde des Vizekönigs. Der Sultan selbst verlieh ihm die Würde eines Beglerbei, d. h. eines Paschas mit zwei Rossschweifen. Bei seiner Rückkehr aus Ägypten wurden ihm seine zwei mit Beute beladenen Schiffe von Ibrahim Pascha, der mittlerweile Herr von Berát geworden war, weggenommen, wodurch die alte Feindschaft neue Nahrung bekam. Auch vor weiteren Verfolgungen nicht sicher, nahm Omer Pascha Dienste bei Ali Pascha von Tepelén. Dieser, der selbst die Macht Ibrahim Paschas zu fürchten begann, obwohl er mit ihm mehrfach verschwägert war, sandte Omer nach Berát, um das Volk aufzuwiegeln. Dies gelang ihm denn auch glänzend. Ali

1) Ibrahim Mansur, Mémoires sur la Grèce et l' Albanie 1809.

2) Oben S. 51



Pascha erschien dann unter dem Vorwande, seinem Verwandten Hilfe zu bringen, mit einem Heere vor Berát. Der greise Ibrahim Pascha durchschaute aber den Anschlag und flüchtete in die Berge. In einem Gefechte bei dem Dorfe Smoktína wurde er jedoch gefangen genommen, nach Janína gebracht und samt seinem Sohn Suleiman Pascha eingekerkert.[1])

Omer Pascha, der endlich am Ziele seiner Wünsche zu sein glaubte, erlebte den schmerzlichsten Undank: Nicht ihn belehnte Ali Pascha mit der Provinz Walóna, sondern seinen eigenen Sohn Muktar Pascha. Die Früchte dieser Handlungsweise zeigten sich, als Ali Pascha geächtet wurde und der Seraskier Hurschid Pascha gegen ihn im Jahre 1821 zu Felde zog. Omer Pascha ging mit den ihm unterstellten Truppen in das türkische Lager über. Zum Danke dafür ernannte ihn Sultan Mahmud zum Pascha von Janína mit dem Range eines Wesiers, d. i. eines Paschas mit drei Rossschweifen. Da er sich aber dort den Unruhen nicht gewachsen zeigte, wurde er mit der Provinz Salonik belehnt. Auch hier war jedoch seines Bleibens nicht lange. Kaum fünf Jahre später fiel er in Ungnade, wurde hinterlistig gefangen genommen und nach Kutahia in Kleinasien verbannt. Hier endete auch sein wechselvolles Leben,[2]) das in dieser Zeit so viele Parallelen hat.

Omer Pascha hatte in Ägypten eine zirkassische Sklavin namens Ruhaját, die reiche Witwe des Mameluckenführers Mahmud Bei, geheiratet. Dieser Ehe entsprossen drei Söhne und eine Tochter. Die Söhne waren bei des Vaters Verbannung nach Albanien geflohen und lebten in Berát. Der älteste, Hussein Pascha, war ein Mann von grosser Rechtschaffenheit und Tapferkeit, ein geborener Soldat. Er nahm als Sergerdé (Anführer) albanischer Baschibosuk an manchem auswärtigen Feldzuge teil. Kahreman, der zweite Sohn, dessen wir ebenfalls zu gedenken schon Gelegenheit hatten,[3]) wurde nach dem Tanzimat Mutessarif von Berát und bot als solcher seinen ganzen Einfluss auf, um die Zentralgewalt in Mittel- und Südalbanien zu befestigen. In den darob entbrannten Kämpfen fiel Omer Paschas jüngster

1) Djewdet Pascha, Tarichi 1894; Mufid Bei Libochowa, Tepedelenli Ali Pascha tarichi 1905.
2) Vgl. Sami Bei Fraschri, Kamuss-ul-alam 1896.
3) Oben S. 55.



Sohn Jussuf Bei, ein kaum achtzehnjähriger, tapferer Jüngling. Mit der Unterdrückung des von Mahmud Bei Vlora geleiteten Aufstandes gegen den Tanzimat betraut, brach er im Jahre 1848 in die Landschaft Malakástre ein, wo ihm Rrápo Hekál entgegentrat. Bei Graschítz kam es zum Treffen. Jussuf Bei wurde geschlagen und gezwungen, mit einigen seiner Waffengefährten in ein Haus zu flüchten. Da er der Aufforderung, sich zu ergeben, nicht Folge leistete, wurde er getötet. Seinen Leichnam brachte man nach Sínia, wo er mit seinen zugleich mit ihm gefallenen Verwandten Islám und Súltsche Bei in einem Mausoleum ruht. Von seinem Waffengange und Tode singt noch jetzt das Volk.

Seine Brüder Hussein und Kahreman leisteten der Regierung noch viele Dienste, auch nach der Niederwerfung des Aufstandes und den letzten Gefechten vor den Toren von Monastir, wo der Seraskier Reschid Pascha i. J. 1832 an einem einzigen Tage 400 albanische Adelige ermorden liess. Zum Danke für die tatkräftige Parteinahme wurden die Brüder von Konstantinopel mit Titeln, Ämtern und Macht überhäuft. Kahreman, ein weitblickender und durch die Erlebnisse seines eigenen Vaters gewitzigter Mann, machte seine Familie von der Regierung finanziell unabhängig. Er verband sich mit dem damals sehr einflussreichen Reschid Pascha, der mittlerweile Generalgouverneur von Rumelien geworden war, und erwarb mit ihm zusammen die vom Staate konfiszierten Güter des albanischen Adels. Reschid Pascha starb hierauf, und Kahreman Pascha wurde der Alleinbesitzer der grossen Latifundien und legte so den Grund zu dem grossen Vermögen der Virjón. Seine Söhne und Neffen, die Söhne Hussein Paschas, die gegenwärtigen Bei, teilten die Güter.

Die Familie besitzt in der Müsekié, namentlich um das durch sie fast abendländisch gewordene Städtchen Fjéri, wo ein Zweig der Familie dauernd wohnt, Güter von nahezu 35.000 *ha* Ausdehnung, von denen sie ein jährliches Einkommen von rund 250.000 Kronen hat. Doch ist die Revenue ungleich verteilt. Auf Omer und Asis Pascha entfallen davon mehr als 160.000 Kronen, an dem Reste partizipieren so viele, dass sich sonst niemand einer behaglicheren finanziellen Lage erfreut und die Besitzungen zumeist belastet sind. Seit dem Tode der Eltern



haben sich die Verhältnisse eben geändert. Die Mutessarifstelle von Berát, die in der Familie erblich zu werden schien, ging erst auf Selim Pascha Vlora über und wurde dann mit türkischen Beamten besetzt. Und auch politisch fehlt es den Virjón nicht an Unbequemlichkeiten. Trotz ihrer regierungsfreundlichen Vergangenheit werden sie ebenso überwacht, behelligt, ausgenützt und belohnt wie alle andern Bei solcher Gegenden, in denen die Behörden eine mehr als nominelle Macht haben.

Bei der Bevölkerung haben sich die Virjón nie einer grossen Popularität erfreut. Von keiner Tradition geleitet und durch die Gunst der Regierung emporgekommen, waren sie stets Gegner der selbstbewussten feudalen Häuser. Ihr Wirken artete niemals in Tyrannei aus; trotzdem vermochten sie auch die niedereren Schichten nicht für sich zu gewinnen. Ihr neues und schnelles Glück hat bei ihren Landsleuten die Erinnerung an ihren Ursprung nur langsam verwischt, denn der Albanier ist trotz seiner scheinbar demokratischen Umgangsformen von streng aristokratischer Gesinnung. Jetzt macht sich freilich infolge eines verblendeten, unverantwortlichen Regierungssystems und fremden Einflusses ein forciertes Demokratisierungsbestreben breit, doch kann man davon dermalen kein Heil erwarten, da der Boden zu unvorbereitet ist, um gesunde Früchte zu tragen.

Für die Virjón hatte Kahreman Pascha vorgesorgt. Viele Familien haben aber den Übergang aus der alten Zeit in die neue nicht gefunden. Vor dem Tanzimat hatten die herrschenden Familien nur selten ein Privateigentum. Der Besitz war mit den Pascha- und Beistellen verbunden, und diese bildeten eine Art mittelalterlicher Lehen. Durch den Tanzimat wurde nun dieser Herrlichkeit ein allzu jähes Ende bereitet, und man stand mit leeren Händen da. Einzelne suchten durch regierungsfreundliches Vorgehen oder durch persönliche Fähigkeiten die Versäumnis wettzumachen, und zwar nicht ohne Erfolg, doch was ist das im Vergleich mit ehedem. Leute, die früher über die Millioneneinkünfte ganzer Provinzen verfügten, zählen jetzt ihr Vermögen kaum nach Zehntausenden.

Ich möchte diesen dem Grossgrundbesitze gewidmeten Abschnitt nicht schliessen ohne einen Einblick in unsere Besitz- und Wirtschaftsverhältnisse zu geben. Wie in andern Balkanländern gibt

5



es auch bei uns neben den Latifundien (Tschiftlik) auch Klein- und Gemeindebesitz. Die Kleingüter, namentlich in den bergigen Teilen verbreitet, gehören Freibauern oder auch Handwerkern und Gewerbetreibenden in den Ortschaften. Der Gemeindebesitz besteht aus Weiden, Wäldern und Ödland und heisst danach Meráje-, Püli-Fschátit und Muschãje-Kassabás. Seine Nutzniessung steht jedem Gemeindemitgliede frei.

Die Tschiftlik werden nur zum geringen Teil in eigener Regie bewirtschaftet; namentlich die vom Gutshofe entfernteren Grundstücke sind weit überwiegend an Bauern erblich verpachtet. Jeder neueintretende Pächter erhält vom Grundherrn ein Haus, Ackerland, Vieh, Geräte und die erste Saatfrucht; bei der Bemessung der Hufe wird auf die Zahl der Familienmitglieder Rücksicht genommen. Dem Pächter stehen ausserdem die unentgeltliche Nutzung der Gutsweiden und die Deckung des Holzbedarfes in den Gutswäldern frei. Der Bauer verpflichtet sich, von den Erträgnissen den dritten Teil in Naturalien an den Gutsherrn abzuführen. Der Zehent, die Staatssteuer, fällt dem Pächter zur Last. Der Grundherr darf auf den Pachtgründen Meliorationen und Anpflanzungen auf eigene Kosten uneingeschränkt vornehmen. Er kann, obwohl Dienstzwang als Recht unbekannt ist, namentlich die weiblichen Angehörigen seiner Pächter zu Frondiensten anhalten, wobei er auch die Zeit nach eigenem Gutdünken bestimmen kann. Vergewaltigungen der Bauern kommen hie und da vor, werden aber von der öffentlichen Meinung stets missbilligt. In der Regel ist das Verhältnis zwischen dem Gutsbesitzer und den Pächtern ein recht patriarchalisches. Der Grundherr gilt als der Beschützer und Ratgeber der Bauern, an den diese sich in allen Nöten wenden. Er vertritt sie auch den Behörden und Fremden gegenüber und schlichtet gewöhnlich kleine Zwistigkeiten selbst.

Dem Bauer steht es jederzeit frei, den Vertrag zu lösen; er muss ihn jedoch vor der Saatzeit kündigen und ist verpflichtet alles, was er erhalten hat, zurückzustellen. Der Grundherr ist zur Kündigung berechtigt, wenn die Abgaben nicht ordnungsmässig entrichtet oder die Grundstücke nicht bearbeitet werden. Auch der Grundherr verliert dem Rechte nach den Boden an den Staat, wenn er ihn zehn Jahre lang nicht genutzt hat. Die



Praxis ist aber glücklicherweise milder. Die Bauern sind fast alle indolent und arbeiten nur soviel, dass sie das Leben fristen können. Deswegen und wegen der nicht selten ungünstigen Ernte sind sie sämtlich an die Grundherrn über die Massen verschuldet.

Im Hause von Asis Pascha Virjón hatte ich eine ganze Menge von Besuchen, auch von völlig unbekannten Personen, erhalten, und sie alle mussten, da man auch in Berát den guten Ton kennt, erwidert werden. Die erste Visite galt dem Mutessarif des Sandschaks. Ich will dem hohen Herrn in keiner Weise zu nahe treten, muss jedoch aufrichtig sagen, dass er mir für alles gut genug schien nur nicht für den Posten, den er bekleidete. Das Gespräch wurde scheinbar unabsichtlich auf dem Zweck meines steten Herumreisens gelenkt, und als ich offen erklärte, ich wolle Land und Leute kennen lernen, sagte mir Seine Exzellenz, ironisch lächelnd, meine Absicht sei eine andere. Es gehört zur türkischen Bureaukratenkunst, keinem Worte zu glauben und in allem einen tieferen Sinn zu suchen.

Als ich mich entfernte, bemerkte ich, wie schon bei meinem Eintritte, im Regierungsgebäude (Hükümet) eine grosse Aufregung und erfuhr, dass die aus Jemen zurückgekehrten Soldaten Walóna nicht verlassen wollten, bevor sie nicht ihren seit 27 Monaten ausständigen Sold ausgezahlt bekommen würden. Der Mutessarif und alle andern Herren — in der Türkei fühlt sich jeder, einerlei, ob berufen oder unberufen, verpflichtet mitzureden, und jeder wird auch, je nachdem er in der Gunst eines Hoch- oder Höchststehenden steht, angehört — erklärten dies einstimming für offene Rebellion und die Rebellen müssten zu Paaren getrieben, bestraft und in verschiedene Orte verteilt werden. Die Frage war aber wie?! Nach langem Debattieren und Konferieren einigte man sich dahin — den Forderungen der Soldaten nachzugeben und ihnen einen Teil der verlangten 49.000 Kronen auszahlen zu lassen. Nach diesem nackensteifen Beschlusse telegraphierte man nach Walóna, man solle sich mit den dort in der Staatskasse vorhandenen 2200 Kronen »den Schwierigkeiten anpassen.« »Idarei maslahat« ist in der Türkei eine Regierungsmaxime geworden. Welche glänzende Erfolge man mit ihr erzielt hat, zeigt der Zustand des Reiches.

Von den in Walóna gelandeten Soldaten hatte ich einige

5*



zwei Tagen vorher in der Müsekié selbst gesehen. Diese hatten es vorgezogen, nach dritthalb Jahren eines furchtbaren Feldzuges ihr verlassenes und vernichtetes Heim schweigend aufzusuchen. Wie sahen sie aus! Die Entbehrungen des Krieges in dem ungewohnten Klima mit der jämmerlichen Intendantur hatten aus den Hünen Krüppel gemacht. Ihre zerfetzte Kleidung liess nur noch an Stücken roter Borten erkennen, dass sie einst uniformiert gewesen waren. Hemd und Schuhe fehlten ihnen schon seit Monaten. Weinend erzählten mir mehrere dieser Männer, dass man ihnen bei der Einberufung wegen rückständiger Steuern Haus und Vieh verkauft und Frau und Kinder auf die Strasse geworfen habe. 2750 Mann habe man in Walóna in ein kaum 1500 Tonnen grosses Schiff gepfercht, und in Sues habe man, weil das Kanalgeld nicht vorhanden war, 20 Tage liegen bleiben müssen. Von den 2750 damals Ausmarschierten seien nur 431 zurückgekehrt. Die andern moderten in Arabien, nicht durch die Kugeln der Feinde gefallen, sondern von der Indolenz der türkischen Regierung schandvoll geopfert. Ist dies ein genügendes Beispiel, um zu beweisen, wie weit die Völker des Orients getrieben werden können, bis sie zu den Waffen greifen? Man sollte in Europa nicht über die Geschicke dieser armen Menschen nach den berühmten Grundsätzen des grünen Tisches richten, bevor man die Zustände von der Wahrheit beleuchtet gesehen hat.

Mein nächster Besuch galt dem Kadi. Seine Amtslokalitäten liegen abseits, im Hofe des Hükumet neben dem Kerker. In diesem, einem engen, fensterlosen Raume mit ungedieltem Fussboden, staken an 500 Personen. Das grösste Kontingent stellten dazu Anhänger der sogenannten nationalen Idee, die sich somit des Hochverrats schuldig gemacht haben. Der Kadi, selbst ein Albanier, sagte mir in Anwesenheit einiger türkischer Beamten: »Ja, wir haben auch Mörder und Diebe darin, aber die sind für uns von untergeordneter Bedeutung. Unser Augenmerk ist auf solche Missetäter gerichtet, die albanisch geschriebene Papiere haben.«

Ich hielt es nicht länger aus. Die Luft in diesem Rechtsgebäude war mir zu schlecht. Ich ging über einen von herumlungernden Menschen überfüllten Hof und durch den vom Schmutz strotzenden Korridor des Hauptgebäudes beim Haupttore hinaus



und atmete erst erleichtert auf, als mich auf der Strasse das Zwitschern der Vögel in den Kronen der Bäume aus einem bösen Traum weckte.

Am Nachmittage kamen die andern Notabeln der Stadt an die Reihe. Der Mufti sowohl, ein biederer alter Mann, als auch der griechisch-orientalische Metropolit überhäuften mich mit Freundlichkeiten. Auch den beiden in Berát residierenden Konsuln, dem österreichisch-ungarischen und dem griechischen, machte ich meine Aufwartung. Von dem letzteren schied ich in recht gereizter Stimmung. Der Herr behauptete nämlich steif und fest, dass die Albanier mit den Griechen auf das engste verwandt seien. Da unsere ethnologischen Kenntnisse nicht aus den gleichen Quellen zu stammen schienen, widersprach ich ihm energisch, worüber er sich beleidigt fühlte.

Gegen Abend ging ich in das Bureau des Post- und Telegraphendirektors. Sch . . . Efendi ist ein ehrenwerter Mann, sein Amt zwingt ihn jedoch oft zu Handlungen, die einem Ehrenmanne nicht zukommen. Ich fand ihn in einem pomphaft Bureau genannten Loche, als er eine eben angekommene Postsendung revidierte. Diejenigen Briefe und Pakete, welche aus dem Auslande kamen oder an »verdächtige« Personen gerichtet waren, wurden ohneweiters geöffnet und nach genauer Durchsicht, die meistens nichts ergab, in einen grossen Papierkorb geworfen.

Bei den noch folgenden Besuchen lernte ich einen Herrn kennen, dem ich manche lehrreiche Auskunft über die Verhältnisse in Berát verdanke und dem ich hiefür auch öffentlich meinen besten Dank sage. Dud Karbunara, ein Mann von hohen Geistesgaben und mit tiefen Studien, nützte sich als Sekretär der Metropolie ab; ich bedauerte, dass ihm nicht ein besseres Arbeitsfeld zuteil geworden war. Er war seinerzeit Lehrer an der in Berát bestandenen rumänisch-albanischen Schule gewesen. Die griechische Regierung hatte durch unaufhörliche Intrigen ihre Schliessung durchgesetzt.

Sonst ödete mich die Gesellschaft von Berát an. Die Einheimischen sind von so begrenzter Weltkenntnis und so moralisch herabgekommen, dass man nur mit sehr wenigen in Verkehr treten kann. Von einer auserlesenen Verderbtheit sind diejenigen, welche regere Beziehungen zu den Behörden unterhalten.



Um das Festprogramm meines Aufenthaltes in Berát zu vervollständigen, lud man mich zu einer Abendunterhaltung ein, bei der Amor und seine Sippe eine Rolle spielen sollten. Obgleich ich mir davon nicht viel versprach — ich hatte die Sterne von Berat bereits in ihren sehr luftigen Boudoirs im Zigeunerviertel Breg gesehen — nahm ich die Einladung doch mit Freuden an, da sie mir die ungestörte Gelegenheit verhiess, die Künste der Tänzerinnen, die auch hier an dem Ruin so manchen reichen Hauses schuld waren, kennen zu lernen.

Gegen 5 Uhr nachmittags begaben wir uns in das Haus von N . . . . Der Hausherr empfing uns am Tore. Im Empfangszimmer wurden uns nach dem Abhaspeln der üblichen endlosen Begrüssungsformeln Kaffee, Eingemachte Früchte und Sirup serviert. Unterdes war es schon fast dunkel geworden, und die Zeit des Festes rückte heran. Auf grossen Platten brachte man eine Menge Hors d' oeuvre — Gurken, Zwiebeln, Oliven, getrocknete Fische, Kaviar, Käse usw. —, die man unter die ringsum das Gemach auf dem Diwan sitzenden Gäste verteilte, worauf der Raki in kleinen Gläsern gereicht wurde.

Das Rakitrinken war früher mit sehr kompliziertem und weitläufigem Zeremoniell verbunden. Heute macht man damit nicht mehr soviel Umstände, doch leistet man deshalb nicht weniger. Der Hausherr ist aber nach wie vor verpflichtet, auf das Wohl eines jeden Gastes zu trinken, und da die Antwort nie fehlen darf und an dem Zutrinken sich jedesmal die ganze Korona beteiligt, so steigt die Zahl der geleerten Rakigläschen bei jedem Teilnehmer an dem Symposion nicht selten auf mehr als dreissig. Diese Unsitte zeitigt bei gehobener Stimmung noch ärgere Unarten. So kann einer der Trinker seinem Nachbar vorschlagen, auf das Wohl einer nicht anwesenden Person zu trinken, und die zu leerende Gläserzahl je nach der Bedeutung des Gefeierten im voraus bestimmen. Die Aufforderung lautet z. B. bei einer höher eingeschätzten Person: Te zura (oder te gjéta) mé tridjét, per shendét te N! Ich erreiche (ich finde) dich mit 30 (Gläsern) zum Wohle von N! Zur Antwort gibt man: Te prita, mir sé erdhé o. dgl. Ich erwarte dich, sei mir willkommen o. dgl. Eine Weigerung mitzutun wäre eine schwere Beleidung des Proponenten und des zu Ehrenden. Und die Zahl muss erreicht wer-



den; ein Nachlassen ist nicht gestattet. Es kommt deswegen zu Händeln, die nicht selten schwere Folgen haben. Und derartige Gelage mit einem so furchtbaren Alkoholkonsum dauern besonders bei Hochzeitsfesten oft zehn Tage. Bei einem Feste des Kahreman Pascha Virjón verschob Jussuf Bei aus Elbassán dreissig Tage lang die Abreise. Dreissigmal wurden die Pferde morgens gesattelt und standen die Diener zum Aufbruch bereit, und dreissigmal wurde wieder abgesagt, weil die Herren, sobald sie erwacht waren, wieder zum Glase griffen »per te prishur mahmurlek, um die Schlaftrunkenheit zu vertreiben«.

Glücklicherweise ist dieses Laster nicht dem ganzen albanischen Volke eigen, sondern zeichnet vornehmlich die Wohlhabenderen aus, die sowohl körperlich als auch geistig ohne Beschäftigung sind und darum einem so vernichtenden Zeitvertreib frönen.

Während des Pokulierens gibt der vornehmste Gast das Zeichen zum Beginn der Musik. Die Musikanten sind, wie auf der ganzen Halbinsel, Zigeuner, die sich zu einem vier bis sechs Mann starken Orchester (Kiemán [Violine], Füöl [Flöte], Kanún [türkische Zitter] und Jongár [ein gitarrenartiges Instrument mit vier oder fünf Saiten[1]]) zusammentun und mit einer bewunderungswürdigen Sicherheit spielen. Wer orientalische oder südslawische Musik gehört hat, wird durch die Melodie, den Ausdruck, die Übergänge, den Takt und den harmonischen Wechsel von halben und ganzen Noten der albanischen Musik angenehm überrascht sein. Ihre Fehler sind nur die Kürze der Melodie und deren stete monotone Wiederholung, so dass sie auf die Dauer sehr einschläfernd wirkt. Berát, Kórtscha und Leskowík haben die beste Musik und die besten Musikanten. Während Nordalbanien unter slawischem und Südalbanien unter griechischem Einflusse stehen, scheinen in diesem Gebiete Musik und Gesang rein geblieben zu sein und ein nationales Gepräge aufzuweisen. Die Müsekié und die Arbrié haben meines Erachtens sehr archaische, vielleicht für das Studium alter, auch altgriechischer Musik wichtige Formen bewahrt. In den Städten sind sie bereits umgemodelt worden.

Der Eintritt von Tänzerinnen, Tschingí,[2]) brachte Leben

1) Die Támburitza der Südslawen, in Nordalbanien Bulgarí genannt.

2) Vom türkischen Tschingáne, Zigeunerin



in unsere stille Gesellschaft. Denn der Albanier ist im allgemeinen schweigsam und zürückhaltend. Auch die Unterhaltungen sind besonders bei den Tosken still, nie ausgelassen. Scherze sind selten; wenn sich jemand andauernd in ihnen gefällt, wird er als Sojtár, Hanswurst, angesehen. Selten lacht man aus vollem Herzen. Wir staunen nie über etwas, auch wenn es etwas noch nie Gesehenes oder Gehörtes ist.

Vier Zigeunerschönen beehrten uns heute: Scháhe, Míni-Wógl, Hüssníje und Dífe. Die erste repräsentierte den gefallenen, die vierte den aufgehenden Stern am Himmel der Schönheit, Kunst und Liebe. Alle strahlten in vielfarbigen, goldstrotzenden, sammtnen und seidenen Kleidern (vgl. Fig. 14). Das albanische Frauenkostüm ist zur Erhöhung der Reize wenig vorteilhaft. Die weiten Pumphosen (Tschitjáne) mit ihren anhängenden Goldgamaschen (Kémba-mé-hardjé), die lange, um die Taille geschlungene Seidenbinde (Bréss-mé-ár) und das Käppchen (Medschidjé) sowie das lange, mit Goldstickerei besäte Überkleid, Pirpirí genannt (vgl. Fig 15), erschweren die Bewegungen und verleihen dem Mädchen, zumal wenn es etwas korpulent ist, ein überaus plumpes Aussehen. Schön und kleidsam sind nur das feine, durchsichtige, weitärmelige Seidenhemd (Kemisch-mé-ar) und das kurze, vorne offene Jäckchen (Fermelé).

Die Huldinnen traten der Reihe nach in den Raum, grüssten und setzten sich, mit dem Tamburin (Deff) in der Hand, vor die Musikanten. Dann erhoben sie sich zu Gesang und Tanz, mit dem Deff sich begleitend und der Musik den Takt schlagend. Sonst verwendet man auch Kastagnetten (Tchamparà) hiezu.

Die Tanzarten sind in Albanien sehr mannigfaltig. Sie differieren fast in jedem Dorfe. Der üblichste Tanz ist der Reigentanz Wálle, der dem slawischen Kólo entspricht. Die Tanzenden bilden, einander die Hände auf die Schultern legend, einen offenen Ring und folgen langsam und nachahmend einem Führer. Dieser tanzt abwechselnd im Zwei- und Dreischritt, sich verschiedenfach drehend und in der freien Hand ein Tuch oder einen Jatagan schwingend. Die Tschingí pflegen diesen simplen Tanz nicht. Sie tanzen die Düsche. Das ist ein eingenartiger, von je zweien ausgeführter menuettähnlicher Figurentanz, bei dem Schritt und Stellung beständig wechseln und der, von hübschen Mädchen

kunstgerecht getanzt, der Grazie nicht entbehrt. Noch schwerer ist die nach dem Namen ihres Erfinders benannte »Alíko-Lámtsche, die von zwei oder, öfters noch, nur von einer Person getanzt wird. Die Tschingí sind auch Meisterinnen des orientalischen Bauchtanzes, den sie mit manchem Kunststück verbinden. So stellte sich Scháhe ein volles Glas Wasser auf den Kopf und versetzte die verschiedensten Körperteile in zitternde Bewegungen, ohne dabei auch nur einen Tropfen auszuschütten. Dífe, dadurch angefeuert, hieb einen Jatagan in den Boden und bog sich, dem Takte der Musik folgend, soweit nach rückwärts, bis sie die Klinge mit den Zähnen erfasste und die Waffe aus dem Boden zog.

Jedem Applaus, selbst jedem beifälligen Kopfnicken folgte ein Sturm der holden Feen, die sich rücklings auf den Verehrer niederliessen, um je nach seiner finanziellen Leistungsfähigkeit eine grössere oder kleinere Geldgabe auf die Stirne oder Wange aufgesetzt zu bekommen. Ich habe nicht selten gesehen, dass man schwere Geldstücke, die nicht haften wollten, mit Speichel befeuchtete, ohne dass dies für ungalant angesehen worden wäre.

Die albanische Kurtisane ist ihrem Liebhaber gegenüber nicht ausgelassen, selten herrisch; sie zeigt, wie ihre Schwestern des Nahen Orients, eine gewisse, wenn auch nicht gefühlte, so doch momentan sich selbst suggerierte Sentimentalität. Dies ist sicherlich dem Einflusse des Orients zuzuschreiben, denn der Toske ist von Haus aus nüchtern. Echtere, oft uneigennützige Gefühle findet man bei den Tschingí der Gegen, wo das Seelenleben durch die Slawen und Türken direkt beeinflusst wurde.

Die Tänzerinnen sind in ganz Albanien ohne Ausnahme zigeunerischer Abstammung, wenn sie auch durch fortwährende Blutmischung die somatischen Merkmale dieses Volkes bereits verloren haben. Sie sind zumeist an einen Handwerker ihres Stammes verheiratet. Dass diese Herren, was Familie und Moral betrifft, sehr grosse Freidenker sind, liegt auf der Hand. Deshalb verfallen auch ihre Kinder feminini generis stets dem Gewerbe der Mutter, wodurch für die Vererbung der Tanzkunst reichlich gesorgt ist.

Gegen Mitternacht wurde des Essen serviert. Es gehört



zum guten Ton eines gastfreundlichen Hauses, dass dreimal mehr Speisen geboten werden, als die Sättigung der Gäste erheischt. Das Ausmass der Ehre, das ihm zuteil wird, kann der Gast aus der Grösse der ihm vorgelegten Portionen ersehen. Je grösser diese sind, desto höher wird er eingeschätzt.

Der Albanier ist entschieden kein Feinschmecker. Zucker und Butter, ohne Mass verwendet, verderben den Geschmack der Speisen, machen sie schwer verdaulich und für einen verwöhnteren Gaumen ungeniessbar. Der Aufenthalt in der freien, gesunden Luft, die körperlichen Anstrengungen und eine von Grund aus gesunde Konstitution verhüten aber, dass der Albanier die gastrischen Beschwerden des Kulturmenschen kennen lernt. Die Hauptnahrung bilden Fleisch und Milch, neben denen bei den Wohlhabenderen auch Mehlspeisen beliebt sind. Gemüse kommt nur in den Städten und auch da nur höchst selten auf den Tisch.

Die Qualität der Speisen wird jedoch bei einem albanischen Mahle durch die überaus grosse, schier unbegrenzte Gastlichkeit des Hausherrn und seiner Familie ersetzt. Das Beste, über das das Haus verfügt, wird dem Gaste geboten. Ich habe selten mit einer solchen Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit geben gesehen wie bei den armen Gebirgsbewohnern, besonders in der Arbrié, dem Berglande südlich von Walóna. Ist man vermögend, so kann man leicht freigebig sein; wenn man aber nur das Allernotwendigste hat, sollte es ziemlich schwer fallen, einer nichts eintragenden Sitte auch das zu opfern. Bei einem so ritterlichen Entgegenkommen wäre es zu verurteilen, wollte man nur die Gaben und nicht auch die Absicht des Gebens schätzen.

Mit Rührung gedenke ich einer Episode, die sich im April 1906 auf dem Gehänge des Akrokeraunischen Gebirges zugetragen hat. Wir hatten am Morgen in drei Gruppen das Dorf Drmí verlassen und hierauf den 2026 *m* hohen Tschíka erstiegen. Gegen Abend stiegen wir, von Durst geplagt, in die Schlucht von Logorá hinunter. Auf halber Bergeshöhe sahen wir etwa 400 *m* unter uns eine Herde weiden, und riefen den Hirten an, er solle uns etwas Wasser bringen. Der Mann kam nach einer halben Stunde mit einem vollen Krug gegorener Milch (Dhall[1]). Wir tranken ihn leer. Als die zweite Gruppe un-

1) Dh ist wie scharfes englisches th auszusprechen.



serer Reisegenossen kam, bat auch sie um das Getränk. Der Mann eilte flugs hinab und brachte bald das Verlangte. Für die dritte Gruppe, die zuletzt ankam, hatte jedoch der Hirt nichts mehr. Voll Scham erklärte er, das sei alles gewesen, was er an Trank besessen habe, denn in einer Runde von mehr als vier Stunden war kein Wasser zu finden! Der Mann hatte der Gastfreundschaft die zwei letzten Krüge seiner Labung bei 25° R im Schatten geopfert und nahm keine Bezahlung an.

Ein anderes Mal war ich im Mai 1895 in Kanína bei Dajlán Agá zu Gast. Während des Essens brachte man den einzigen, zwanzigjährigen Sohn des Hausherrn tot nach Hause. Er war der Blutrache zum Opfer gefallen. Ich erfuhr dies erst nach meiner Abreise am nächsten Tage. Während meiner Anwesenheit hatte das Familienoberhaupt jede Klage, jede Trauerkundgebung, ja selbst das Weinen den Frauen untersagt, damit nicht meine Ruhe, das Wohlbefinden des Gastes gestört werde. —

Der hohe, vierbeinige Tisch und Stühle sind in den Städten nicht unbekannt, doch überwiegt auch hier die alte Art des Speisens. Mitten im Speiseraum wird ein dünner Teppich, Sofrá-Béss genannt, ausgebreitet und auf ihn ein kleiner Schemel gestellt. Auf diesen kommt eine runde mit einem Tischtuch bedeckte Kupferplatte, Sófr. Ringsherum nehmen die Gäste auf Polstern Platz, und über ihre Knie wird eine einzige, oft 10 Meter lange Serviette, Sofrá-Peschkír, ausgebreitet. Gabeln und Messer gibt es nicht. Das Besteck bilden lediglich schön geschnittene Holzlöffel. Auch Teller sind eine Rarität und werden noch heute nur höchst angesehenen Persönlichkeiten vorgelegt. Ein jeder greift in die gemeinsame Schüssel, trachtet aber dabei, sich so wenig als möglich die Finger zu verunreinigen, und hütet sich, den Nachbar zu belästigen. Ich kann sagen, dass dazu eine geradeso grosse Fertigkeit gehört wie bei dem chinesischen Steckenbesteck, und ich habe im Rein- und Schnellessen wahre Künstler angetroffen. Gläser kommen nicht auf den Tisch. Ein oder mehrere Diener stehen bereit, um dem Durstigen das Wasser zu reichen; doch gilt das Trinken bei Tisch als ein grober Verstoss gegen die Etikette.

Im Menu ist die Suppe unabänderlich die erste Speise. Zu ihrer Zubereitung wird häufig Essig, Reis und wilder Rosmarin

verwendet, und sie schmeckt, da sie zuerst auf den Tisch kommt nicht schlecht. Ihr folgt der unfehlbare, am Spiess gebratene Hammel. Die Sitte verlangt, dass bei einem Festessen soviele Hammelköpfe und Hammelschwänze aufgetischt werden, als angesehene Personen zugegen sind. Man kann sich vorstellen. wie teuer bei einer Hochzeit diese Höflichkeitsbezeigung zu stehen kommt. Nach dem Hammelbraten wechseln süsse und Fleischspeisen miteinander ab. Je mehr Gänge, desto glänzender das Mahl. Es ist gleichgültig, ob von allem gegessen wird oder nicht. Wer genug hat, rückt etwas vom Tische ab. Die Hände werden sowohl vor als auch nach der Mahlzeit gewaschen. Ebenso wünscht man sich beim Beginn und am Ende des Mahles gegenseitig: »Ju baft mir! É ne dasmet! U piektshin per hajr! Möge es euch wohlbekommen! Auch zur Hochzeit (mögen wir uns) glücklich (vereinigen)!« Das Tischgebet ist den Tosken unbekannt, zum Unterschied von den Gegen, wo es bei Katholiken und Mohammedanern üblich ist.

Nach dem Souper kam die Hauptunterhaltung: Ein kombiniertes Vokal- und Instrumentalkonzert. Getrunken wurde dabei nicht; die Köpfe erhitzten sich erst eine Stunde nach Beginn, worauf ein jeder in seiner Art sich nach Kräften zu produzieren versuchte. Musik, Gesang und Tanz können auch den sonst so gemessen sich gehabenden Albanier ausser Fassung bringen. Wir schliessen dieses Kapitel und verweisen unsere Bemerkungen über die albanische Volkspoesie in das nächste.

---

4. Aus dem Liederschatze der Tosken.

Der Toske findet zum Unterschiede vom Gegen keinen Gefallen am sentimentalen Liebesliede; er glaubt, dass Rührseligkeit seine Männlichkeit erniedrige. Ein Mann, der liebt oder sich mit Liebesabenteuern beschäftigt, gilt als wenig ernst und tatkräftig. Auch die Knabenliebe, die in Nord- und Mittelalbanien verbreitet war, in letzterem sich jedoch gegenwärtig auf die Städte Tirána, Elbassán und Berát beschränkt, verabscheut im allgemeinen der echte Südalbanier. Wenn sie bei ihm vorkommt,



so ist sie nicht platonisch, wie gewöhnlich in Nordalbanien, sondern unsittlich. Die Städte, die durch den Orient und dessen Lyrik beeinflusst sind, kennen das Liebeslied. -- Kriege und Helden werden allgemein verherrlicht, und Rachetaten finden ihre Sänger und Verkünder. Die Satire wird besonders in Berát sehr geschätzt. Wenn mehrere Personen beisammen sind, so verlangt es der gute Ton, dass sie sich in kurzen Gedichten angreifen. Aus Angriffen und Riposten entstehen oft wahre Sängerkriege, die der Poesie und des Witzes nicht entbehren. Klagelieder sind sehr verbreitet und stets improvisiert. Man mietet auch eigene Klageweiber dazu; gewöhnlich übernehmen diesen letzten Liebesdienst Verwandte und Bekannte des Toten, da er als eine besondere Freundschaftsbezeigung angesehen wird. »Mos te kiafshin! Mögen sie dich nicht beweinen!« ist eine schwere Verwünschung, während »Me kiafsh! Mögest du mich beweinen!« sehr häufig als Beschwörung gebraucht wird. Das Klagelied besteht aus Solopartien und Chören. Eine Frau beginnt in langgezogenem Tone immer in derselben Tonlage den Toten in gebundener oder ungebundener Rede zu beklagen; hierauf lässt sie, in die höhere Quart oder Quint übergehend, ein Distichon folgen, und in dieses fallen auf ein gegebenes Zeichen alle anwesenden Frauen ein, wonach wieder die Solostimme, in den früheren Ton zurückfallend, weiterklagt. Dabei wird der Taten, der Erlebnisse und des Endes des Toten gedacht. Die erste Klagefrau wird von einer zweiten usf. abgelöst, wobei gewöhnlich auch das Distichon des Chorgesanges wechselt.

Auch Albanien, im besonderen Berát, hat seine Mode. Ein Lied kommt auf — sein Dichter und Komponist bleiben meist unbekannt —, eine der beliebtesten Sängerinnen lanciert es, und nun wird es so viel und so lange gesungen, bis es zum Gassenhauer herabsinkt. Heute sind revolutionäre Lieder in Mode, deren Text und Musik aus Kórtscha zu kommen pflegen. Ihrer Propagierung steht jedoch die Furcht vor den Behörden im Wege.

Im folgenden gebe ich eine Auslese aus unseren bekanntesten Liedern und füge ihnen eine deutsche Übersetzung bei. Ich verzichtete dabei auf die sonst übliche, für die Erfassung der Sprache wohl wichtigere, aber ermüdende, nicht selten nichts-



sagende, ungelenkige wortgetreue Wiedergabe des Originals. Es wurde vielmehr ein Mittelweg eingeschlagen, der mir erlaubte, dem Sinne treu zu bleiben und in der Form gefälliger zu sein. Zu bedauern wäre, wenn dabei die Vorzüge des toskischen Liedes gelitten hätten. Als solche sehe ich an das Feuer und die Sicherheit der Sprache, bei der der Stil allerdings oft hart und wild ist, die Kürze des Ausdrucks, die Kühnheit der Gedankenfolge, die Lebhaftigkeit der Dialoge, die Schnelligkeit der Entwicklung, die Prägnanz der Vergleiche und die Wahrheit der Bilder. Die Lieder beziehen sich stets auf Gegenstände, die den Dichter umgaben, die ihn darum auch begeistern konnten. Die Volkslieder erscheinen mir in ihrer Originalität und Einfachheit oft schöner als die Schöpfungen der modernen albanischen Kunstdichter.

Die toskische Sprache ist im Sandschak Berát einheitlich, ohne dialektische Differenzierungen. Die Aussprache ist in der Arbrié etwas gedehnt und von Ausrufen begleitet. Am reinsten spricht man Toskisch in der Malakástre und in Berát, besonders in dieser Stadt. Sonst sind Fremdwörter, wie im Albanischen überhaupt, ziemlich häufig, arabische und türkische bei den Mohammedanern und griechische bei den Christen, wie es der Einfluss der Religion mit sich bringt. Die grösste Reinheit weisen die Zeitwörter auf; die Substantiva und die meisten Adjektiva entstammen ausser den genannten Sprachen auch noch dem Romanischen. Man bedient sich ihrer oft auch dann, wenn ein entsprechender albanischer Ausdruck vorhanden ist, um nur ja den Schein höherer Bildung zu erwecken. Eine nationale Schule dürfte diesem lächerlichen Unfug ein recht schnelles Ende bereiten.

Ausser Albanisch wird im Sandschak Berát von nahezu 5000 Seelen[1]) Walachisch gesprochen. Griechisch ist nur die Muttersprache des kaum 600 Einwohner zählenden christlichen Dorfes Arta (auch Nárta genannt) in der Nähe von Walóna, das nach der Tradition von der gleichnamigen Stadt am Ambrakischen Meerbusen besiedelt wurde.[2]) — Italienisch versteht im Volke niemand. Eine etwa 100

1) Die Zahlen bei G. Weigand, Die Aromunen I 289 f. und C. Buriliano, I Romeni di Turchia und Un viaggio in Albania sind zu hoch.

2) Die von uns o. S. 43 erwähnte griechische Landschaft Kimára gehört bereits zum Sandschak Argyrokástro.



Seelen starke Kolonie in Walóna, deren Angehörige zum grössten Teil Handwerker sind, repräsentiert allein das Königreich und die Franki (Europäer) überhaupt im Sandschak. Die Kolonie schuf um 1850 Selim Pascha Vlora durch Ansiedlung armer Leute aus Otranto, das damals zum Königreiche Neapel gehörte. Daher stammt auch der noch jetzt im Volke übliche Name Napolitán der Kolonisten.

A. Patriotische Lieder.

1.) Zunächst die vor 30 Jahren gedichtete Hymne, die der grossen Opferfreudigkeit der Stadt Kórtscha für die nationale Idee und der Gründung albanischer Schulen (vgl. o. S. 37) gilt.

Lumthia ti moj Korç lulé,	Heil dir, du schönes Kortscha!
Çi lé pas shoqét é tua.	Wie der Held im ersten Glied
Si trimi ne ball çu çulé,	Überflügeltest die Schwestern,
Ta paçim per jét hua!	Wir sind's schuldig dir für ewig!
[Burra, burra djém, burra djém,	Männer, Männer, Kinder sammelt, euch,
Burra djém perpiquni.	Männer, seit zusammen, kämpfet!
Burra, burra djém, mbushuni,	Männer, Männer, Kinder, füllet nun,
Mbushuni mé dashuri.[1]]	Eure Herzen voller Eintracht!
Sot vum gurn' é par,	Heute legten wir den Grundstein,
Sa esht é békuar qjo dita;	Dieser Tag sei uns geheiligt.
Zoti math naj' pruft mbar,	Gott, Allmächtiger, steh uns bei
E na dhent miresit!	Und erleuchte unsern Weg!
Refrain.	Refrain.
S'jémi Grék, as Bullgar,	Griechen sind wir nicht, noch Bulgaren,
As Tyrq né nuk jémi!	Auch Türken nimmermehr!
Jémi vétem Shqiptar,	Skipetaren sind wir nur,
Mé k'te ember ndér kémi.	Dieser Name bringt uns Ruhm.
Refrain.	Refrain.
Hapu, hapu, érresir!	Öffne dich, du Finsternis!
Pa ja ketu, ti moj drit,	Komm uns näher, WissensLicht!

1) Die eingeklammerten Verse bilden den Refrain.

Sé na érdhi koh' ć mbar,
Qé na sjéll miresit!
Refrain.

Gute Zeiten sind uns nah,
Die nur Gutes mit sich bringen.
Refrain.

Zotrinjt é zotruar,
Gjith per nje hér thoni!
Rroft é qoft Shqipria,
Gjuha édhé kombi jon.
Lulezoft dituria,
Edhé ndihems paçim zon.
Refrain.

Darum, ehrenwerte Herren,
Rufet alle miteinander:
Hoch lebe unser Volk,
Uns're Sprache und Albanien!
Aufblühen soll die Bildung,
Und Gott allein sei uns're Stütze!
Refrain.

2.) Ein Volkslied aus der Zeit, da die ersten albanischen Fibeln erschienen.

O pullum krah shkruar,
Sa-do ndenjé ti pa pun.
Fluturo dyké gezuar
Zgjo! Ata qé jan ne gjum.
Ne sqépthin te bukur tend,
Mérr ate vivllen é ndritur.
E ta japç me ç'do vend,
Tu a japç dyké lutur!

Taube, du mit Farbenflügeln,
Hast genug bis jetzt geruht,
Fliege nun mit voller Freude!
Wecke jene, die noch schlafen!
In den schönen Schnabel nimm
Du dies Buch, das geisterstrahlt,
Allenthalben sollst du's bringen,
Überreich' es flehentlich!

3.) Ein Gedicht von Reuf aus Leskowík anlässlich des Todes des einzigen grossen toskischen Dichters, Naim Bei aus Fráschri. Voll Überspanntheit, wenig echte Poesie, aber vollkommen in der Sprache.

Si kur mos te thot gjith reméti,
Qé esht i fundi Muhaméti!
Un dot te thoshja ty i par,
Ne daç me quoj ti te marr!
Viktor Hygon ka Galia,
Shékspirin Angelia.
E Turqia Fuzulin é mjér,
E Araprit ca me te ndjér.

Wenn die Welt mir nicht sagte,
Mohammed sei der letzte,
Dich würd' ich den ersten[1]) nennen.
Sag' du nur, ich sei von Sinnen!
Viktor Hugo ehret Frankreich,
England rühmt sich Shakespeares,
Der Türken Stolz ist Fusuli,
Bess're Dichter hat Arabien;

1) Propheten

Po na keta nonje burr,
Kemben tendé nuk ze kur!
Sé ti nuk gjété gje perpara,
Pa te rendonté barra.
Pa dru pa gur, é pa balt,
Shpifé nje shtepi te nalt!

Doch von diesen Männern allen
Kann ich keinen dir gleichstellen,
Denn vorbereitet fandst du nichts,
Darum ward die Last dir schwer.
Ohne Holz, Stein oder Erde
Schufest du ein hehres Werk!

B. Kriegslieder.

1. Die beiden nachfolgenden Lieder gelten Zéjnel Ghjoléka aus Kutsch, dem Prototyp des südalbanischen Söldners, einem Ritter ohne Furcht und Tadel, dem gefeiertsten und bekanntesten Manne der Arbrié. Von Haus aus arm, trat er in jungen Jahren in den Dienst des Hauses Vlora. Als Ismail Bei Vlora von dem Seraskier Reschid Pascha i. J. 1836 in Janína hinterlistigerweise getötet wurde, entschloss sich kurz darauf Ghjoléka, die Untat an dem Kaftan-Agassi (Siegelbewahrer) des Seraskiers, Ismaíl Béi Bihlíschti, der den blutigen Rat gegeben hatte, zu rächen. Er tötete ihn in dessen eigenem Zelte im Heerlager von Janína und entkam glücklich nach Walóna. In den Jahren 1845 bis 1847 war er mit Hódo Bei aus Niwítza einer der furchtbarsten Führer der von Mahmud Bei Vlora (vgl. o. S. 64) geleiteten Antireformpartei in Südalbanien. Seine Kämpfe gegen die Regierungstruppen und sein Sieg über die nordalbanischen Hilfstruppen unter Suleiman Pascha Toptáni, der seinem Schwiegersohne Hussein Pascha Virjón zu Hilfe geeilt war, in der Schlucht von Brrssé sind in Volksliedern verewigt. Später gefangen genommen, wurde er Leutnant bei den kaiserlichen Truppen in Syrien und kehrte alt in sein Heimatdorf Kutsch zurück, wo er starb.

Das erste Lied besingt die Episode, da Ghjoléka in dem bei Monastír gelegenen Dorfe Panítza belagert wurde.

Gjoléka mé shull te Kuçit,
Mé fustan mbi gju hajduçé.
O Gjolék, Gjolékọ!
Shkroj nje kart é dergo.
— »Sulo Çobos te mi thuoç,

Seht Ghjoleka!
Aus Kutsch hat er den Mantel um,
Die Fustane über'm Knie,
Echt nach Räuberart,
Ghjoleka, du hehrer Held!



Qé Gjolék - kuçi, shkoj.
Ngul bajrak mun té kroj.
Atjé posht té rrap' i that.
Rrapi that é dega tend,
Ngréh njezét é gjasht bajrak«.
— »Falu moj Panicé shkrét!«
— »S' falém sa te digjém vét!
Te me digjni ma fishék,
Kumbaraja mé zinxhir,
Asqéri dymedhjét mi!
S' atjé té guri mé ver,
Nje na nje te shkojm te ter!«

Schreib' eine Kund' und schick' sie uns!
— »Dem Sulo Tschobo sollt ihr sagen,
Dass Ghjoleka ausgegangen,
Dort am Quell die Fahnen pflanzen.
Nahe der Platane hoch
Mit der dichten Krone
Steckt er sechsundzwanzig auf!«
— »Ergib dich doch, verwaist Panitza!«
»Nein, ergeben — nimmermehr!
Bis ich in Flammen aufgegangen,
Bis mit Patronen ihr mich verbrannt,
Mit euren Kettenkugeln,
Bis 12000 eurer Soldaten
Mich in den Staub getreten,
Bis dort bei dem durchbrochnen Stein
Wir alle einzeln untergehn!«

2) Das zweite Ghjoléka-Lied gilt der Ermordung des Kaftan-Agassi Ismaíl Béi Bihlíschti.

Dergon Gjoléka spanoj —
Tafil Buzit te me thoj',
Gjoléka sé turperoj,
Ne per dymedhjét mi shkoj.
Kaftanasit ja martoj,
Mé te dyja çé qilloj.
Nje sélam na Smail béu!
Ju prish mendja, dot sé k'théu,
Filxhani ju qép per dhéu.

Ghjoleka, der bartlose,
Lässt dem Tafil Busi sagen,
Dass er ihn nicht beschämt,
Durch 12000 brach er aus.
Mit zwei Schüssen hat er vermählt
Den Kaftanassi, und die Kugeln
Von Smail Bei dir einen Gruss!
Und jenem schwanden nun die Sinne,
Er konnt es nicht erwidern,
Die Tass' fiel ihm aus seiner Hand.

3) Vor der regierungsfeindlichen Bewegung unter Mahmud Bei Vlora bildete sich in Walóna eine Partei gegen die erblichen Bei. Mit Féjzo Dscháfo an der Spitze drang eine



Schar in das Schloss der Vlora ein, um die Mühür (Petschafte), die sie zur Lehensfolge verpflichteten, zurückzufordern. In dem grossen Schlosssaale wurden jedoch die Aufführer erschossen. Dem Tode Fejzos, der als erster auf die Bei schoss, gilt das nachstehende Lied.

Féjzo Xhafoja bajrak,
Fill, pa żorr ne bark,
Ben tértipé ne sokak
Mé tré kater Vlonjat.
I vaté béut méj' nat,
Ju nis shkallvét mé te vrap.
»Ném vulat!« — »Nuk i jap!«
I beri kuburja bamp.

U ndodh Métja na Dukat,
Ja ngriti gryken lart.
N'ato sarajét qéréçbina,
U vra Féjzo Xhafoja!

Fejzo Dschafo, der tapfere Anführer,
Schlank gebaut ist wie ein Faden.
Auf der Strasse verschwört er sich
Mit drei, vier Walonesen.
Dem Bei wollt'er von nunan trotzen.
Hinauf stürzt er die Stiegen, sprach
»Gib mir das Petschaft!«
Doch jener sagt ihm: »Nimmermehr!«
Die Pistole drückt er auf das hin los,
Doch dort stand Mete aus Dukat
Und schlug gewandt den Lauf hinauf.
In jenem Schloss, aus Stein gebaut,
Ward Fejzo Dschafo dann gefällt.

4) Um 1855 gesungenes Lied, als Hódo Bei aus Niwítza (vgl. o. S. 62), mit Walonesen vereint, wegen der Weidegründe von Kendrewítza gegen die Bewohner des Dorfes Smoktína mit Erfolg kämpfte.

Moj é shkréta Kendrevic.
E shkréta mé malé gjith,
I shkréti Hodo Nivic.
Bam ja bejn é dot sé vris.

Sétréne ja kishin grisur,
Plumbate mbi te s' kolisin!

Kendrewitza, du verwaiste,
Verwaist mit allen deinen Bergen.
Heil dem tapfern Hodo Niwitza!
Auf ihn schiesst man, doch umsonst!
Ganz durchlöchert ist sein Mantel,
Und keine Kugel kann ihn treffen!

C. Liebeslieder.

1) Das folgende Lied wurde auf den i. J. 1905 erfolgten Tod des vaterlosen Mädchens Kierimé von einem türkischen Offizier namens Nádschi, der in Berát Albanisch gelernt hatte, gedichtet.

6



Man glaubte, dass es von dem Gouverneur von Berat, Siá Bei, entehrt worden sei; es hat sich deswegen vergiftet. Das Lied ist noch heute sehr beliebt. Der Dichter lässt das Mädchen vor dem Tode zuerst die Untreue des Geliebten beweinen und dann der Mutter sein Leid klagen. Die letzte Strophe zeigt das Ende der Unglücklichen an.

Qérimé moj véshandézé,
Mé zjarr'n é ndarjés,
Zemren ç'ma ndézé
Me nxivé jéten é zéz.
U bubu shkova, shkova,
Mé dhé sé çu mbulova,
Mbéta nene ne varr vétem,
Ngéla nene, ngéla vétem![2])

Kierime, du märchenhafte[1],)
Durch das Feuer dieser Trennung
Wie hast du mein Herz verbrannt!
Hast mein Dasein mir verfinstert.
Wehe, wehe, ich vergehe
Und die Erde deckt mich zu.
In der Gruft bleib' ich allein,
Mutter, Mutter, bleibst allein.

E varfra qe kur kam lindur,
Bésa jétimé jamté ritur
Gjum mé réhat s'kamté fjetur!
U bubu un Qériméja,
Me mé sy s'me shéh nenéja,
Kur do dal te pénxhéréja.
Refrain.

Seitdem ich Arme bin geboren,
Fürwahr als Waise wuchs ich auf,
Mit Ruhe hab' ich nie geschlafen.
Weh mir, arme Kierime!
Nimmermehr sieht mich die Mutter,
Wenn sie wird ans Fenster treten.
Refrain.

Kush do ngrihét shpéjt é shpéjt,
Té dali ne pénxhérét,
Te prési ashin é shkrét?
Ne esht nené qém' do ti,
Mé shiqajét te mos dérdhç lot,
Vdékja qé kadér na zot.
Refrain.

Wer wird aufstehn zeitig früh,
An das Fenster rasch zu treten,
Den Geliebten zu erwarten?
Wenn du, Mutter, mich noch liebst,
Dann sollst du nicht klagend weinen,
Gott bestimmte meinen Tod.
Refrain.

Te ma beni varrn mbi udh,
Te ma mbuloni mé qivurr,

Am Wege sollt ihr mich begraben,
Mit Steinen mir mein Grab bekränzen,

1) Weschandese gebe ich hier mit märchenhaft wieder, weil wir diesem Wesen in Märchen begegnen, wo es seine äussere Erscheinung wechselt. Gewöhnlich ist es ein Mädchen in Drachengestalt mit Feuerbüscheln auf den Ohrenspitzen.

2) Die eingeklammerten Verse bilden den Refrain.

Te me shohin Turq é Kaur!

Dass Türken und Giaurs mich sehen.

Na varri ju kur te shkoni,
Syt te hidhni te veshtroni;
Nje dua te me kendoni!
Refrain.

Wenn ihr daselbst vorüberkommt,
Werft einen Blick auf mich herab
Und ein Gebet sprecht mir im Gehn!
Refrain.

Qériméja çup pa rritur,
Mun' ne varr esht é shtritur,
Ndan brinjes esht goditur!
Refrain.

Kierime, noch jung an Jahren,
Liegt im Grabe hingestreckt,
Ist im Herzen schwer getroffen!
Refrain.

2. Ein Gedicht von Náim Béi Fráschri aus der Sammlung Lulét é véres (Frühlingsblumen). Ein nichterhörter Verehrer klagt über die Hartherzigkeit seiner Angebeteten.

Do te shtritém, te vénitém,
Si kandili kur s'ka vaj,
Do te behém balt é pluhur,
Te me shkéli kemb' é saj.
Do te préhém dyk puthur,
Ate kemben un pastaj.
{As me thua, ç' ké mé mua,
{Psé te dua — pa kam faj?[1])

Vor dir fallen will ich Armer,
Elend siechen wie die Ampel,
Wenn kein Öl mehr Licht ihr spendet.
Staub und Erde will ich werden,
Dass ihr Fuss mich forthin trete.
Leben will ich, küssend nur
Ihren Fuss, der mich verachtet.
{Sag, warum grollst du, Geliebte?
{Meine Schuld ist's, weil ich liebe!

Hodha syt édhé veshtrova,
Vétem rrijé ti ne dér.
Vall é di sé sa te dua,
Trendafili kuq mé ér?
Boten ti mé syt é tua,
Mos veshtro thaç gjith hér.
Refrain.

Nach dir schaut' ich eines Tages,
Sassest allein du vor der Türe.
Weisst du wohl, wie sehr ich liebe
Dich, Rose rot und dufterfüllt?
Alle Welt sollst du nicht richten
Nach den Augen deiner Schönen.
Refrain.

Sé psé héq un hidhrimé,
E ne vdékjé ti mos qaj.

Wenn so bitter ich auch leide,
Selbst im Sterben sollst nicht weinen

1) Die eingeklammerten Verse bilden den Refrain.



Vdékja imé s'te prish pun,
Haj é zéza jét, haj!
Sés mérr thiken te me thérç,
Véhtén timé pa ta ndaj.
Refrain.

Du — einerlei ist dir mein Tod.
Wehe mir! du hartes Schicksal,
Warum nicht mich gleich erdolchen?
So kann ich nur von ihr lassen!
Refrain.

Moj vérrijé si qe thua,
Ç'oç digjova un mé vésh.
Mos veshtro ti at' grua,
Qé shikon si pullumbésh,
Ate qé te pervelon,
E qé tundét si mbrétrésh.
Refrain.

Morgenwind, so wie du sagtest,
Etwas hörte ich mit Ohren,
Schauen sollst du jene Frau nicht,
Welche blickt wie eine Taube!
Jene, die dein Herz verbrennt,
Sich einer Fürstin gleich bewegt.
Refrain.

Po ç'ti bej un véhtés timé,
Qjo sévdaja qenka kéq; —
Do te vdés, do te mbarohém
E na ty do nuk do héq! —

Doch wehe, was soll ich mir tun?
Diese Liebe ist verderbend.
Ich werd' sterben und vergehen,
Von dir jedoch niemals lassen!

3. Gedicht von Mehmed Ali Pascha Virjon (dem Bruder von Asis Pascha), wohl dem besten Satiriker der albanischen Literatur. Seine Gedichte sind leider noch nicht gesammelt. Hier die Klage eines Verliebten der die ganze Nacht auf die Geliebte vergebens gewartet hat.

O moj ér, érr' é malit,
Érr' é sabahut!
Si na zgjové, s'paté frik,
Zjarrin' é ahut?
O kandil, kandil vénitur,
Ç'ké qé s'po ben drit?
Mos rrefé, séç pé sonté,
Kur te behét drit.
O jorgan, jorgan i ngusht,
Mé vija, vija!
Psé nuk i mbulon keto,
Shpatullat é mia?
Te paç sonté kréhjé lésht,

O du Wind, Bergeswehen,
Morgenfrische Luft!
Wie hast du ohne Bangen
Schmerzensfeuer uns entfacht?
Ampel, du mit fahlem Lichte,
Warum leuchtest du nicht mehr?
Dass du nicht, wenn es Tag wird,
Was du nachts gesehn, erzählst!
O du Decke, enge Decke,
Langgestreift und bunt gefärbt,
Hast mir diese ganze Nacht
Meine Schultern nicht gedeckt.
Sah' dich heute nachts im Traume,

Mé kréher fildishi,
Mbi jastek mi laturisé
Edhé xhamfésin ma prishé.
Me dergové di sa hér,
Do viç ne shtepi —
As aman o syr' i shkruar,
Qé me dollé jallanxhi!

Deine Haare kämmend
Mit dem Kamm von Elfenbein,
Gleich der Seide schüttest du
Mir die Locken auf mein Kissen.
Oftmals schon hast du geschickt
Mir die Botschaft, dass du kommst;
Doch ich las aus deinen Augen,
Dass du schelmisch, trügrisch bist.

4. Altes, in ganz Südalbanien häufig gesungenes Lied. Es feiert die grosse Liebe Ali Paschas von Tepelen zu seiner zweiten Frau, Wassilikí, einer Christin.

Un i mjéri ç' jam goditur,
Préj syvét tu jam vénitur.
Hund é faqé, buz é gush,
Ma ben zembren zjarr é prush.
Ne lésh tendé dua te varém,
Dhé na ty te mos te ndahém,
Sé na grat ketu ne jét,
Me é mira jé ti vét.
Si thellenza kur kendon,
O! sa fort qé me gezon.

Te kéqén moj fytyr lar,
Qé me ndrité po si ar.
— Ali Pasha tha k'to fjal,

Perseritur posi djal,
Ra ne gji te Vasiliqis,
Ne més zjarrit dashuris.
Mendja iku mori rrug,
Si nje zog qé kerkon drug.

Ach, mich Ärmsten hat getroffen
Deiner Augen schmachtend Blick.
Deine Nase, Wange, Mund
Und dein Busen machten mir
Liebend Herz zur Feuersglut.
Möcht' an deinen Haaren hängen
Und von dir mich niemals trennen,
Denn von allen Frau'n der Welt
Die einzig beste bist du selbst.
Gleichst dem Rebhuhn, wenn du singst,
O, wie sehr du mich erfreust!
Preis dir, du keusches Antlitz,
Das mich goldgleich strahlen macht.
Diese Worte sprach Ali,
Einem Jüngling gleich belebt,
Fiel er in die Arme der,
Die Wassiliki sich nennt.
Mitten in dem Liebesfeuer
Flog der Sinn, nahm seinen Weg,
Gleich dem Vogel zog's ihn hin,
Welcher Futter suchen geht.

5. Loblied auf die Schönheit der Tänzerin Scháhe (vgl. o. S. 72). Aus Berát.

Mbi ballukė tendė,
Po kendontė zogu, —
Na sėvdajė Shahės,
çėli borziloku!
Mbi ballukė tendė,
Po kendon bilbili —
Na sėvdajė Shahės,
çėli trendafili!
Vėtullat ė tua,
Si kalėm mėqtėpi.
Qjo sėvdajė Shahės, —
mua s' ėç me ndėzi!

Auf deiner Locke sitzend,
Sang der Vogel.
Ob der Liebe Schahes
blühte Königskraut
Auf deiner Locke sitzend,
Sang die Nachtigall.
Ob der Liebe Schahes .
blühten alle Rosen!
Deine Augenbrauen
Sind der Feder gleich.
Diese Liebe Schahes
mich gar sehr verzehrte!

6. Von zwei schmollenden Verliebten, gesungenes Lied aus Berat.

Lėshrat ė tua,
Posi tertili
Luanj' prėj fiqiri,
Si kur sė di ti!
Zemrata jotė,
Kur do mbarohėt?
Me s'me durohėt,
Si kur sė di ti!

Mos me afronu,
Na shohin miqet.
S' ėç thon te ligjet,
Si kur sė di ti!

Er: Dein blondes Haar
Ist gleich dem Golddraht;
Mich macht's von Sinnen.
Als ob du's nicht weisst.
Dein stilles Grollen,
Wann wird es enden?
Nicht mehr ertragen
Kann ich es endlich!
Als ob du's nicht weisst!
Sie: Komm mir nicht nahe,
Die Freunde sehen's!
Was gegen uns jetzt
Die Bösen sagen.
Als ob du's nicht weisst.

7. J. B. V. in Berát, der sich wegen einer Mesalliance von seinen Brüdern trennt, singt darüber:

Psė te qaj, psė te therrės,
Mua njėri nuk me qėsh!
Sot per sot po ndahėm,
Per nje geshėt lėsh!
Gjith bota lėt' thon per mua,

Dass ich weine, dass ich klage,
Niemand darf mich drobverhöhnen.
Heut' fürwahr trenn' ich mich
Für eine Frauenlocke!
Mögen mich alle schelten,



Sé un nuk héq dor —
Na syt é zéz qé dua!

Lassen kann ich nimmer, ach!
Von jenen schwarzen Augen,
die ich liebe!

8. Lied aus der Arbrié.

Ne buz te malit do te fle —
Vjén nje zog é me ngre.
»Ngréu béj te kéqéne,
Sé vall piqémi me.
Piqémi as piqémi,
Té ulliri mbi xhami.«
Hanko Sado mban flori,
Radh, radh per mi gji!

Am Bergesrande will ich schlafen!
Ein Vogel kommt und wecket mich.
Steh mir auf, du lieber Bei!
Vielleicht seh'n wir uns nicht mehr
Bei dem Ölbaum der Moschee.
Werweiss, obwir uns wiederfinden!
Auf der Brust, schön gereiht,
Hanko Salo trägt ihr Gold.

9. Lied auf die Tochter des Schusters G . . . ., heute Frau Doktor S . . . . in Berát.

Kur me shkon sokakut,
Mé ambréll ne dor,
Léshrat hédhur prapa,
Moj vétull kuror.
Hapé pénxhérén,
Atjé un te paç,
Viva ja bem rakis,
Mashallah te thaç.
Nje dité te djél,
Ne dérick te skkova,
Ti brenda s' u gjendé —
Sélamin ta çova.
Kur me shkon sokakut,
Si lastar mé gjéthé,
Moj Galopé Gushes,
Te marrça per véhté!

Wenn du des Weges gehst,
In der Hand deinen Schirm,
Auf die Schultern fallen die Haare,
Du schön gezeichnete Augenbraue!
Du machtest das Fenster auf.
Dort sah ich dich.
Mit Raki bracht' ich ein Hoch,
Heil sagt' ich dir!
Eines Sonntagsmorgens
An dein Türchen klopfte ich.
Du warst nicht im Hause.
Einen Gruss sandt' ich dir.
Wenn du des Weges gehst
Wie ein Zweig mit jungen Blätter n,
Du Galope Gusches,
Für mich möcht' ich dich haben!

10. Lied aus der Arbrie.

Dolla posa dolli djélli,
Dolli sorkadhja na pylli.
Shoqévét ne gjuh ju thirri.
»Véni per pish, apo z'vini?«

Mit Sonnenaufgang ging ich aus,
Als aus dem Wald das Reh erschien.
In seiner Sprache sagt's den Gefährten:
Kommt ihr mit mir, Kienspan suchen?

U nisn é vajten per pish.	Und alle folgten diesem Rat.
N'a te més nje djal ish,	Doch in der Nähe stand ein Jüngling,
Mu qép prapa po si bish, —	Der folgte mir, gleich einem Wolf,
Me mbuloj mé kemish!	Bis er mich mit dem Hemd umhüllt.

11. Dieses Lied wurde um 1820 in Walóna von Sáko Agá (aus dem Hause Ahméd Agalíten) gedichtet, der um die Gunst seiner Base Dschíko Hamíte flehte.[1])

Ne syt é dynjas,	Vor der Welt Augen
Te kam kushrir,	Bist du meine Base.
Buzene te kuq,	Kirschenmund hast du,
Vétullat é nxir.	Schwarze Augenbrauen.
Kur me shkon sokakut,	Wenn du einhergehst,
Posi brumbullim.	Wie vom Donner bin ich berührt,
Me prishi na mend!	Hab den Sinn verloren.
Sahati mé nent zinxhir,	Deine Uhr hast du geheftet
Me lujti fiqir.	Mit neun Ketten um.
Ne sabah é naj te g'dhir,	Sie bringt mich aus der Fassung!
As aman moj kushrir!	Morgens, abends fleh ich Armer,
As me fal nje nat te mir!	Hab Erbarmen, meine Base!
	Schenk mir doch nur eine Nacht![2])

12. Altes Lied aus Berát, wahrscheinlich von Nessím Bei Frákula um 1790 gedichtet. Der Dichter gibt der Qual Ausdruck, die ihm sein Geliebter verursacht. Beachtenswert sind die archaische Versform, die vielen türkischen Worte und die starke Beeinflussung durch die türkische Poesie.

Dolla ne sabah i mjéri,	Wandelnd ging ich morgens Armer,
Lutjé beja te mévlaja.	Den allmächt'gen Gott zu preisen.
Me qindron karshi dylbéri,	Vor mich trat gleich mein Geliebter,
Nur qé vététin dynjaja.	Wie ein Glanz, der Welt erleuchtet.
Ti moré zallem i hakut,	Grausamste der Kreaturen,
Psé s'po héq doren na un?	Warum lässt du nicht von mir?

1) Dschiko ist der Titel von Frauen, die dem niedereren Adel, den Aga, angehören. Die Frau eines Bei führt den Titel Hánko.

2) Der Albanier hat sehr strenge Begriffe über das Impedimentum matrimonii. Alle Familien, die nach der Tradition einen gemeinsamen Urahn haben, gelten als blutsverwandt, und unter Blutsverwandten ist naturgemäss eine Heirat unmöglich. Es gilt heute noch, wo die Strenge der Sitte in den Städten nachzulassen beginnt, als traditionswidrig, unter Verwandten dritten und vierten Grades zu heiraten.



Kéj moré friken é hakut, Habe Gottesfurcht ein wenig,
Na beré per Shen-Naun! Hast uns gemacht für Schen Naun![1])

13. Neueres Lied aus Berat.

Jélék kadifé,
Ta bej, s'kam mé sé,
Para ne qésé.
[Te dua, —
Te dua, çuni vogel;
Te dua —
Te dua te viç bashke,
Mé mua.][2])

West' aus Sammetstoff
Machen kann ich nicht.
Geld im Beutel fehlt.
[Ich lieb' dich —
Ich lieb' dich, kleiner Knabe,
Ich lieb' dich —
Ich lieb' dich, komm —
O! komm mit mir!]

Jélék marinos,
Kur me qésh é los,
Si zogu planos.
Refrain.

West' aus Marinos;[3])
Wenn du spielst und lachst,
Dem Lockvogel gleichst.
Refrain.

Silahén mé ar,
Mos u ben qibar,
Sé te bjé zarar.
Refrain.

Goldgurt hast du um.
Werde ja nicht stolz!
Schaden kann es dir.
Refrain.

Sokakut kur shkon,
Kundrat mi kercét.
Te kéqén é embrit,
Qé ta quan Izét!
Refrain.

Wenn du einherschreitest,
Ach, wie laut gehst du!
Deinem Namen Preis!
Der du Iset heissest.
Refrain.

D. Spottgedichte.

1. Über die Niederlage der türkischen Waffen i. J. 1897 bei Pende Pigadia durch König Georg (alb. Jórgo), d. i. die griechische Armee. Im speziellen wird hier die Anhöhe von Etanója genannt, auf der das Bataillon von Walóna stand, das die grössten Verluste erlitt.

1) Kloster bei Kortscha, in dem früher Irrsinnige interniert wurden.

2) Die eingeklammerten Verse bilden den Refrain.

3) Marinós, richtiger Márnos, ein feiner einfarbiger Wollstoff, der früher aus Italien eingeführt wurde.



Mun ne maj te Etanojes,	Dort, auf der Höh' von Etanoja
Jorgua mé top ç' na shoj,	Wie hat uns Jorgos Kanone
Dogran mir sé çé punoj.	Und sein Gewehr beschossen!
Ne pés pusé te qindroj.	Bis wir in unsrer eil'gen Flucht
Sulltan Hamitin çé gezoj.	Einhielten in Pende Pigadia.
Mashallah Sulltan Hamiti.	Und dies erfreut Sultan Hamid.
Mé nishan çi doroviti.	Heil dir darob, Sultan Hamid!
Si te bardhin dhé évgjitin,	Wie hast uns alle du darum
Si néférin dhé zabitin!	Mit schönen Orden reich beschenkt,
	Wie den Weissen, so den Zigeuner,
	Wie den Soldaten, so den Offizier!

2. Dieses Spottlied ist für die alten Albanier charakteristisch, die es nur schwer ertrugen, dass ein Plebejer einem Aristokraten befehle. Núrtsche Béi Kamschíschti aus der Müsekié wurde vor 30 Jahren unter die Waffen gerufen und fand dort seinen früheren Diener Jussúf Schegán als Tschausch (Feldwebel). Seine Erbitterung über die Zeit, die so Unerhörtes zulasse, drückte er in folgenden Versen aus:

Ti qiç temen k'ti zéman,	Was pfeif' ich nun auf diese Zeit,
Qé u be qeni langua.	In der ein Hund zum Windspiel wird.
Kur me urdhron Jusuf Shégan,	Wenn mir befiehlt Jussuf Schegan,
— Mortja me hengert mua!	Der Tod mag mich dann raffen!

E. Klagelieder (Kúje oder Wáje).

1. Auf den Tod eines gewissen Dschafér Tauschán von seiner Frau Hánko Esmá in Walóna gesungen. Der Chor singt hier wie auch bei dem folgenden Liede nach jedem Vers: Qyqa, korba é zéza.[1])

1) Diese Worte werden folgendermassen erklärt. Kükia, ein armes Mädchen, hatte einen überaus liebevollen Bruder namens Kuko oder Kuku. Dieser ging in die Fremde, um für sie Schätze zu sammelni das Glück war ihm aber nicht hold. Eines Tages wurde ihm die Kehle durchgeschnitten. Als Kükia die Todesnachricht erhielt, weinte und klagte sie ohne Unterlass und bat Gott, er möge sie in einen Vogel verwandeln, damit sie den Bruder suchen könne. Das geschah. Und seitdem sucht sie und ruft ihn beim Namen: Kuku, Kuku! Damit ist der Kuckuck gemeint, der bei den Tosken als Unglücksvogel gilt — man hört ihn infolgedessen nicht gern — ebenso wie Korba, der glänzend schwarze Kolkrabe. Ihm bei Beginn einer Reise zu begegnen, ist ein böses Omen. Der Dritte im Bunde ist der Uhu. Ruft er vor dem Morgengrauen auf dem Dache, dann bedeutet dies den Tod eines Hausgenossen.

Na gjéti si maleshot	Wie bei den Malschot[1]) traf es uns,
Mé ku:é port me port.	Von Tür zu Tür die Trauer hallt.
Ngréu béj te se te kerkojn,	Auf mein Bei! Man ruft dich schnell,
Ne sarajét te gjikojn	Dort im Schloss sie von dir sprechen.
Gjith flasin é kuvndojn,	Alle reden, räsonieren,
Ne fjal tendé po qindrojn;	In deinem Lobe sind sie einig.
Qe Stamboll é tatpjét,	Von Stambul du bis hieher
Moré nam sa déshé vét.	Erwarbst dir Ruhm, soviel du wolltest.
Qyç'i zi ne fund te détit	Ein schwarzer Schlüssel tief im Meer,
O ajan' i vilajétit!	Bist du der erste der Provinz.

2. Auf den Tod des jungen Derwísch Agá aus Zákari.

Dy plumba mé téla,	Zwei Kettenkugeln sind bereits
Lidhur per Dérvish agan —	Gebunden für Derwisch Aga.
Bir oré, Dérvish' i nenes,	Kind geliebtes, deiner Mutter
Bir oré, zambaku i bardh.	Kind, so unschuldsvoll wie Lilien,
Nenes si Dérvishi me,	Wie dieser Derwisch der Mutter nie mehr
Nuk i behét djal!	Wird ein Kind geboren!
Mé shami Korfuzi,	Mit dem Tuch aus Korfu
Ta mbuluane gjan.	Deckten wir das Blut dir zu.
Te qanté harémi,	Deine Frau beweinte
Ne per divahan.	Dich im grossen Saale.
Kallauz me paté,	Dir war ich ein Führer,
Kahréman aga.	Kahreman Aga.
Djaln ma ké te vogel,	Klein ist leider noch dein Sohn,
Do jés pa mar haka!	Ungesühnt bleibt drum mein Tod.

3. Auf den Tod eines im Gebirge abgestürzten Hirten von seiner Frau gesungen.

Atjé ték shkav' édhé ré.	Dort, wo du ausglittst, fielest,
[Zota dérzéza!][2])	[Weh mir Unglückseligem!]
Ç' te than mend édhé thé?	Was sagte dir dein Sinn?
Per mua qé mbéç é vé,	Was sprachest du für mich,

1) Hochländer, Bewohner der Malsía, des Berglandes überhaupt, nicht ntwa der katholischen Malsia in Nord-Albanien. Jede Stadt und jede Gegend kann eine Malsia haben. Im Berglande kommen Totschläge häufig vor, darum herrsche dort, will die Sängerin sagen, in jedem Hause Trauer.

2) Refrain, der nach jedem Vers vom Chor gesungen wird.



Per nenen kallogré.
Po un jam dérr é dobiçk,
Edhé djémt do ti rrit.
Edhé dhent nuk do ti prish,
Do dal mé to ne mal,
Ti kullot n'ato valé.
N'ato valé qé bem tenda,
Gjashtqind kumbora vrenga.
Atjé té guri mé vera,
Gjashtqind kumbora gishera.
Atjé té guri mé shkall,
I ngrém monéte mé radh!

Die ich als Witwe nun geblieben?
Für deine Mutter, die jetzt Nonne?
Doch ich bin noch zuversichtlich,
Und die Kinder werd' ich aufziehn,
Und die Herden nicht auflösen.
Mit ihnen geh' ich auf die Almen,
Dass sie auf jenen Weiden grasen,
Auf jenen Weiden, wo wir einst
Die Hütten aufgeschlagen hatten,
Wo 600 Glocken schallten!
Dort bei den durchbroch'nen Steinen
600 Stück geschoren wurden,
Dort bei dem stufenart'gen Stein
Reihn wir die Hütten aneinander.

F. Lieder verschiedenen Inhalts.

1. Ein Dedé (Mönch) preist die Vorzüge der bei Tepelén gelegenen Tekké (des Klosters) Demirhán.

Ç' me vjén mall per Tépélén,
Per téqén é Démirhanit,
Ti vi rréth é rréth mékamit,
Qenkaj nje lézét i mir,
Bytyn gonçé trendafil.
— »O dédé, o mjékerverdh,
K'to habéré na te érdh?
A na qjélli ty tu dérdh?« —
— »Atjé rash te flia un,
Pash nje ender shum te mir,
Mu duk si kur fluturova,
Ne Baba Tomor qindrova.
Atjé gjéç Abbas Alin,
Qirti é me dha pasqyr.« —
— »Na djalo shikohu mir,
Mba mendjén te kéç fiqir.«

Tepelen ist mein Verlangen
Und die Tekke Demirhan.
Ringsherum um den Mekam[1])
Schreiten ist ein grosses Glück.
Schön, den Rosenknospen gleich.
»Höre, du blonder Dede,
Woher hast du diese Kund'?
Kommt vom Himmel sie geschickt?
»Dort legt' ich mich einst schlafen,
Sah gar sehr schöne Träume.
Mir schien es, als ob ich fliege,
Auf Baba Tomor ich stiege.
Dort sah ich Abbas Ali,[2])
Einen Spiegel reicht er mir.«
»Nimm dies Kind und schau hinein!
Fasse dich, damit du sehest!«

1) Mekám Grabstätte, geweihter Platz, Kapelle. Hier speziell die Türbe (Mausoleum) des von der Sekte der Bektaschi heilig gehaltenen Demirhan.

2) Vgl. dazu die weiter unten folgende Schilderung der Kultstätte auf der Südspitze des Tomor.



— »Hodha syt é paç Alin,
Ték kish hipur ne Dyldyl,
Ték kish hipur mbi at' kal,
Ne dor mbanté Zylfikar.
Vrit é prit n'ata Mérvan!«
Ç' paté Mérvan'i Mérvanit,
Qé lujté gurn' é mékamit,
Ç'paté mélun'i mélunit,
Qé lujté gurin é fundit?

»Und ich blickte und ich sah:
Ali sass auf dem Düldül.[1])
Ja, er sass auf diesem Ross,
In der Rechten Sülfikar,[2])
Hieb und tötet die Merwan.«[3])
Warum hast, Verräter du,
Bewegt den Stein des Mekams?
Warum hast, Teufel, Teufel,
Den heiligen Grundstein du bewegt?

2. und 3. Kleine Gedichte wahrscheinlich von Naím Bei Fráschri.

2. Lulé bukur posi djélli,
Kush te mbolli ty ketu?
Me ka mbjéll im zot na qiélli,
Per te ndritur syt é tu!

Schöne Blume, sonnengleich,
Wer hat dich hieher gepflanzt?
Mein Herr vom Himmel pflanzte mich,
Dir dein Auge zu erfreun.

3. Of, of, o pérendi,
Te ardht per mu pak kéq.
Sé kurr ne roberi,
Si un njéri nuk héq.

Ach, ach, du grosser Gott!
Mög' es dir um mich leid tun!
Denn niemand in der Menschheit
Wie ich so bitter leidet!

Lum aji njéri i mir,
Qé me shéh é me béson.
Vét vétiu un s'kam ber,
Lum aji qé me kupton!

Preis jenem guten Menschen,
Der mich sieht und mir glaubt!
Ich allein — hab' nicht gesündigt,
Preis dem, der mich versteht!

Den Liedern lassen wir hier, um von dem poetischen Schatze der Tosken ein umfassenderes Bild zu bieten, anhangsweise einige Sprichwörter (Fjalt é pléqvét) und Rätsel (Gjeze-gjeze) folgen.

I.

1. Kur ka arkza fiq, ka édhé miq.
Solange die Truhe Feigen hat, zählt sie auch Freunde.

1) Düldül ist das mystische Flügelross des Kalifen Ali.
2) Sülfikár ist das stark gebogene, an der Spitze gespaltene Schwert Alis.
3) Merwán ist der Judas in der Familie Mohammeds; später wurde sein Name zum Schimpfnamen der Schiiten und der diesen nahestehenden Bektaschi (vgl. o. S. 34).



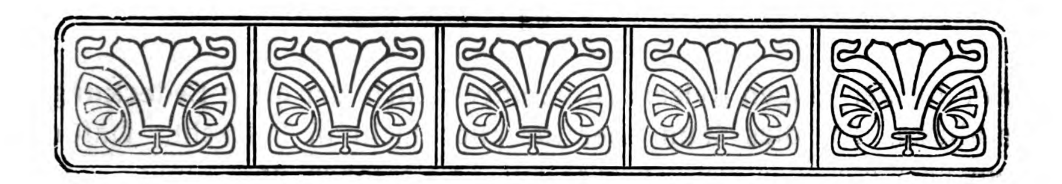
2. S'ka ç'ti bej samarit, i bié gomarit.
Weil er dem Sattel nichts tun kann, schlägt er auf den Esel.
3. Sa ti vi qéjfi te pasurit, i dél shpirti te varfrit.
Bis der Reiche Lust bekommt, stirbt der Arme.
4. S' çalon gomari na véshi.
Der Esel hinkt nicht von den Ohren.
5. Frika ruon veshtin.
Die Furcht hütet den Weinberg.
6. Dardhen é ndykur e ha bréshka.
Die schönste Birne frisst die Schildkröte.
7. Prit gomar, sa te dal gjembaci.
Warte Esel, bis die Distel wächst.
8. Ti vdési burri nenes,
Pa lé te mbétém un pa baba.
Der Mutter mag der Mann nur sterben,
Ich werd' den Vater schon verschmerzen.

II.

1. Ç'esht: Bié ne uj, nuk njomét, bié ne gjemb, s' gjembonét?
Was ist das: Es fällt ins Wasser und wird nicht nass, es fällt auf Dornen und sticht sich nicht? (Das Glas).
2. Nje zagaré, me nje kamaré?
Was ist eine Hündin in einer Kammer? (Die Zunge im Munde).
3. Pét, pét si byrék, mé miza persiper?
Blätter, Blätter wie ein Kuchen mit Fliegen drauf? (Das Buch).
4. Ha, ha — duk s'ka?
Es isst und isst und wird nie dick? (Die Mühle).
5. Nje pyll'i zi, mé dhi?
Ein schwarzer Wald mit Ziegen? (Verlaustes Haar).
6. C' jan dymbedhjét motra — gjasht te buta, gjasht te égra?
Was sind 12 Schwestern, 6 zahme und 6 wilde? (Die 12 Monate).
7. C'esht: Nji qeni zi, ruon dér'n é ti?
Was ist ein schwarzer Hund, der seine Tür hütet? (Der Schlüssel).
8. Shpirt bjé, shpirt shpjé, shpirt vét s'ka?
Es bringt Seelen und schickt Seelen, selbst hat es keine? (Das Schiff).[1])

1) Vgl. Hahn, Albanesische Studien II 168 n. 13.





III. Von Berat nach Kapinowa, auf die Tomorspitze Abbas Ali und über Ojanik nach Tzaloschnje.

Die Tage des bequemen Beobachtens in Berát gingen zu Ende. Wir trafen Vorbereitungen für den Ritt auf den Tomór (vgl. Fig. 16).

Die Pferde, mit denen wir aus der Müsekié gekommen waren, konnten uns nun nichts mehr nützen; für die schwierigen Gebirgswege, die unser harrten, waren nur Maultiere geeignet. Darum suchten wir uns in der Stadt soviele zu verschaffen, als es nur möglich war.

Der Mutessarif, welcher mir wiederholt von dem Ausfluge abgeraten hatte, sah endlich ein, dass er seine Redekunst nutzlos spielen lasse, und begnügte sich, mir einzuschärfen, ja keine in die Augen fallenden Höllenmaschinen mitzunehmen. Von den dringend angebotenen Suwari (berittenen Gendarmen) nahm ich nur einen mit. Diese Begleitung ist für fremde, nichtalbanische Reisende unentbehrlich, wenn sie auch, da die Kosten für Mann und Ross von dem Reisenden zu tragen sind, die Reisekosten erhöht. Der Suwari kennt alle Wege, ist mit der Bevölkerung vertraut und kennt die Umgangsformen, namentlich den berüchtigten Handschi gegenüber (vgl. o. S. 14), ist der legitime Vertreter der Regierung, wodurch er die Furcht und Scheu vor ihr mit allen Vorzügen und Nachteilen auf seinen jeweiligen Schützling überträgt, und schliesslich fühlt sich die Regierung



nur für denjenigen Reisenden verantwortlich, der diese Bedeckung mithatte. All dies kam aber für mich nicht in Betracht. Dafür wuchs mein sonstiges Kortege auf 32 Personen an. Einige Notabeln der Stadt bestanden darauf, mich zu begleiten. Obgleich mich diese Sympathiekundgebung nur wenig freute, da ich wusste, welche Mühe es kosten würde, eine so grosse Karawane vorwärts zu bringen, willigte ich schliesslich dennoch ein.

Am Abend vor dem Aufbruche brachte man für mich und meine Diener 400 Mannlicherpatronen. Dies wie auch die grosse Begleitung waren ganz und gar nicht notwendig. Es soll ja nicht dadurch der Anschein erweckt werden, als hätte ich die Tour auf den Tomór für eine lebensgefährliche Expedition gehalten oder wollte ich mich, wie sonst ganz ernste Forscher, mit Heldenhaftigkeit brüsten. Derartigem Geflunker wie auch der in letzter Zeit sich mehrenden Anmassung völlig Unvorbereiteter, auf Grund kurzer Spritzfahrten in dicken Publikationen und zahllosen Artikeln über unser Vaterland und unser Volk ganz Unglaubliches zu berichten, kann nicht scharf genug entgegengetreten werden.

Der Grund, warum ich mich von sovielen begleiten liess, ist in ganz anderer Richtung zu suchen. Um nicht einem allzu offenen und energischen Widerstande von seiten der höheren Behörden ausgesetzt zu sein, war ich gezwungen, fast alle meine Reisen in Albanien für Jagdausflüge auszugeben, deshalb konnte ich nichts dawider haben, dass sich mir Jäger und Kiebitze in beliebiger Anzahl zugesellten. So zählte die Gesellschaft nicht selten 100 Personen.

Sonntag, den 7. Oktober 1906 wurden wir erst gegen 11 Uhr mit den letzten Vorbereitungen fertig. Bei sengender Mittagshitze (30° R im Schatten) brachen wir endlich auf. Durch die engen Strassen des Basars und an den Gärten des Vorortes Feráh Fetzá vorbei, wandten wir uns dem Lúmi Berátit zu. Während uns in der Stadt eine Schar lärmender Strassenjungen, die uns zählte und über die Zahl in handgreiflichen Hader geriet, das Geleite gegeben hatte, wurde es auf dem staubigen, schmalen Landwege still.

Bald hinter Berát nimmt der Boden eine andere Gestalt



an. Man kommt aus dem Alluvium in das Gebiet des eozänen Flysch, der in einem Streifen von den Hügeln von Korbasías über den Fluss bis zu der Höhe des Dorfes Bíltscha streicht. Am Fusse der Anhöhen, auf denen das Dorf Uznów e mádhe liegt, fliesst der kleine Bach Prój Raschníkut, der eine Mühle treibt. Wir hielten ein Weilchen, um die Maultiere zu tränken. Unweit von dieser Stelle steht ein einfaches Holzkreuz. Jenseits des Baches treten bei dem Weiler Kiahías die Berge hart an den Lúmi Berátit heran; der Weg steigt an. Wir reiten von nun an im Gebiete des Kreidekalkes, der die ganze Tomórlandschaft einnimmt. Bis hinter Bargulás und in gerader nordsüdlicher, auf Karkanjós führender Linie tritt die Bodenstruktur offen zutage. Zu beiden Seiten des Weges decken den Boden immergrüne Sträucher. Weiter oben und nach Süden bemerkte ich auch Hochwaldbestände, zumeist Laubwald. Dass sie sich hier erhalten haben, erklärt sich aus der geringen Besiedlung des Gebietes und dem Mangel an Weidevieh. Wir lassen, immer steigend, das kleine Dorf Hódschani zu unserer Linken liegen und wenden uns Gradíschta zu. Über dieser kleinen Häusergruppe stehen noch die Überreste einer alten Burg gleichen Namens, die in der Sage und im Aberglauben des Volkes eine Rolle spielt. Kaum 10 Minuten hinter Gradíschta gönnten wir den Tieren eine kurze Rast bei einem Weiler, der den pomphaften Titel Tschiftlik führt. In Wirklickeit besteht er nur aus einigen Hütten, in deren Mitte sich ein rohes Steinhaus erhebt. Der Besitz gehört Schefík Bei in Kapinówa. Seine Höhe über dem Meere beträgt nach meiner Messung 300 *m*.

Als wir wieder aufbrachen, suchten wir den Weg nach Wrtópi, dem einzigen Orte in der Runde, der christliche Bevölkerung und auch eine kleine Kirche besitzt, und nach dem Bache von Bargulás abzukürzen, indem wir über die kleinen Höhen oberhalb des Tschiftliks ritten. Da der Pfad aber nur höchst selten und bloss von Fussgängern benützt wird und infolgedessen ganz mit Dornen verwachsen war, erreichten wir gerade das Gegenteil unserer Absicht: Als wir nach einer anstrengenden Stunde an dem Bache anlangten, warteten unser bereits lange die Lasttiere, die wir den längeren Weg über

Bargulás haben nehmen lassen. Dafür entschädigte uns der Weitermarsch. Je näher wir Kapinówa kamen, desto ansprechender wurde die Landschaft. Zu unserer Seite brauste in engem Bette der Bach dem Lúmi Berátit zu, der unten zwischen grauen Ufern und smaragdgrünen Hügeln sein tiefblaues Band zog. Das vielgestaltige Strauchwerk, in dem die Myrte fesselte, beherbergte Scharen von Singvögeln, die vor uns geräuschvoll Reissaus nahmen. Auch die Leute, die uns begegneten, sahen besser, gesünder aus: Wir näherten uns dem Gebirge. Meine Begleiter sassen ab, der Weg wurde ihnen unheimlich. Ich vertraute mich meinem weissen Maultier an und tat gut daran, denn diese Tiere sind an die Gebirgspfade gewöhnt und treten sicherer auf als der Mensch. Nach dieser Klettertour erreichten wir die kleine Ebene, auf der Kapinówa liegt, und nach weiteren 15 Minuten betraten wir das Haus des Schefík Bei, bei dem wir für heute Nacht zu Gast bleiben wollten. Es war 6 Uhr abends. Wir hatten also für die in der Luftlinie kaum 25 *km* messende Strecke volle 6 Stunden gebraucht. Das Aneroid bestimmte die Höhe mit 763 *m*, das Thermometer zeigte 12° R im Schatten.

Schefík Bei, ein ziemlich wohlhabender Mann, empfing uns in der gastfreundlichsten Weise. Er bewohnt ein aus rohen Blöcken aufgeführtes, nur durch enge, schiessschartenähnliche Fenster belichtetes Gebäude. Im Innern unterscheidet es sich durch nichts von dem üblichen Haustypus. Zu ebener Erde liegt der Stall; eine enge, aufziehbare Holztreppe führt in den Oberstock, wo sich einige halbdunkle Räume befinden. Das Zimmer, in das wir geleitet wurden, war mit einigen Fellen und im Hause selbst verfertigten Teppichen belegt. Wir überreichten unsere Waffen dem Hausherrn. Mit dieser Waffenauslieferung will man beweisen, dass man sich, auf die Gastfreundschaft bauend, während des Aufenthaltes als Mitglied des Hauses betrachte. Ich begrüsste sodann alle und wünschte ihnen eine glückliche Zukunft, ein fröhliches Wiedersehen und »unsere Zusammenkunft möge so süss und wohltuend sein, wie das süsse Getränk, das man uns kredenzte«. Es sind das die stereotypen Begrüssungsphrasen.



Da es draussen noch hell war, ging ich ins Freie, um von einem überschauenden Punkte den Sonnenuntergang in Ruhe zu geniessen. Das ging nun nicht nach Wunsch, denn das ganze Dorf umringte mich sofort und gab mir das Geleite. Doch hatte ich so gute Gelegenheit, mich über Kapinówa zu orientieren.

Kapinówa zählt gegenwärtig etwa 60 Häuser mit fast 800 Einwohnern. Früher war es Sitz eines Müdirs, woran noch jetzt die Bezeichnung Nahíje Kapinóws erinnert. Den Segen des Dorfes bildet ein silberheller Bach, der vor dem Hause unseres Gastfreundes im Schatten uralter Bäume fliesst, denn er berieselt die mageren Äcker des Dorfes. Diese sind mit staunenswertem Fleisse auf künstlichen Terrassen mit angeschütteter Erde mühsam geschaffen worden. Auf den nur einige tausend Quadratmeter messenden Flächen wird Mais und Korn gebaut. Der Ort hat kein rauhes Klima, da sein Höhenkranz gegen Süden offen ist. Der Schnee bleibt kaum einen Monat liegen. Doch kann die Traube, welche die am Fusse des Tomór befindlichen Dörfer berühmt gemacht hat, hier nicht mehr gedeihen. Die wilde Rebe trifft man hier und noch ziemlich weit oberhalb von Kapinówa an, sie hält fast Schritt mit der Quercus coccifera und erreicht Höhen von fast 1100 *m*.

Kaum 100 *m* oberhalb der letzten Äcker hebt das Nadelholz an. Die Holzgewinnung ist ein Haupterwerbszweig des Dorfes und der Tomórlandschaft überhaupt. Von hier aus bringt man kleine Lasten auf Eseln nach Berát, wo die Ladung je nach der Jahreszeit mit 2 bis 4 Piastern (40 bis 80 Hellern) abgesetzt wird. Der Viehstand von Kapinówa ist trotz der ungemein ausgedehnten Weiden gering. Einiges bringt die Jagd ein.

Trotz dieser ärmlichen Verhältnisse ist der Menschenschlag geradezu prächtig. Infolge ihrer Abgeschiedenheit sind die Leute von Kapinówa mit fremden Elementen wenig in Berührung gekommen und haben sich ihre ursprünglichen physischen und moralischen Eigenschaften ungetrübt bewahren können. Schefík Bei und seine Hausgenossen sind die vollkommensten Vertreter dieses Schlages. Fast 1·80 *m* hoch, mit blondem Haar und Bart und hellen Augen, sind sie selbst im Greisenalter äusserst gesund und von einer ungemein grossen Geschmeidigkeit. Die



Frauen verschleiern sich hier wie im ganzen Tomorgebiete, eine grosse Ausnahme unter den Albaniern.

Ich war mit meiner grossen Eskorte auf eine kleine Stufe oberhalb des Dorfes gelangt, die einen prachtvollen Ausblick gewährte. Weit, bis an den Rand des Horizontes dehnte sich die Müsekié aus, über der purpurne Reflexe wechselten. Violetter Samt überspannte die Berge am Ufer des Lúmi Berátit. Die Vorhöhen des Tomór prangten still und friedlich in tausendfältigem Grün zu unseren Füssen. Von den Hängen hinter uns kehrten die Herden heim.

Bald nach unserer Rückkehr wurde das Abendmahl gebracht. Es wahr einfach: Der übliche, am Spiess gebratene Hammel, einige süsse Speisen, Reis und Früchte; aber in der Zubereitung war Vorzügliches geleistet worden. Nach der guten Sitte wollte der Hausherr nicht an der Tafel Platz nehmen, sondern die Gäste bedienen. Ich bestand jedoch darauf, dass er sich zu uns setzte. Während des Essens besprachen wir die Route des nächsten Tages. Mein Plan ging dahin, nur mit einigen Dienern den oberhalb des Dorfes liegenden Sattel Stradómi Tomórit zu ersteigen und von da dem Kamme des Tomór nach Süden zu, bis zu der Spitze Abbás Alí zu folgen, wo uns der Hauptteil der Gesellschaft erwarten sollte. Auf diese Weise konnte ich hoffen, den ganzen Gebirgszug genau kennen zu lernen. Mein Vorschlag erregte jedoch stürmischen Widerspruch. Keiner wollte mich allein gehen lassen und wenige mir folgen. Nach langem Debattieren gab ich auf Bitten der Mehrzahl meinen Plan auf und beschloss, die gewöhnliche Route einzuschlagen, die von Kapinówa zunächst in südlicher Richtung das Gebirge hinauf führt und sich erst in einer Höhe von 1400 *m* in nördlicher Richtung der Spitze zuwendet.

Im Nebenraume gab man sich ganz dem Augenblicke hin; der Raki hatte die Zungen gelöst, und das Haus dröhnte vom Gesange. Jeder Vertreter seines Gaues suchte das Beste zu leisten. Ich war froh, als wir das Nachtlager in einem Nebengebäude der Haremabteilung aufsuchen konnten. Kaum war ich eingeschlummert, als mich das Knarren der Tür weckte. Mein erster Gedanken war, die Mannlicherpistole unter dem Kopfkissen



hervorzureissen. Glücklicherweise erkannte ich jedoch an den abgerundeten Körperformen, dass die Ruhestörer dem schwachen Geschlechte angehörten. Die Damen, etwas in Negligé, schienen in einer grossen Holztruhe Wäsche zu suchen, gaben sich aber dabei redlich Mühe, die Schlaffestigkeit ihrer Gäste auf eine harte Probe zu stellen.

Als ich am 8. Oktober erwachte, herrschte noch Halbdunkel. Es hatte geregnet; dichter Nebel verdeckte Himmel und Erde. Ich ging zum Bache und machte in den kühlen Fluten — 4^0 R bei 9^0 Luftwärme — meine Morgentoilette. Punkt 7 Uhr setzten wir uns in Bewegung. Heute war unsere Karawane sogar noch grösser, denn der Hausherr begleitete uns mit einigen Bauern als Führer.

Der enge emporklimmende Pfad war mit Geröll überschüttet. Mühevoll tasteten sich unsere armen Tiere hinauf; kaum zehn Schritte vor uns war der Weg nicht mehr zu erkennen. Wir folgten einer 6—700 *m* hohen Felswand, bis sich vor uns eine wilde, dicht bewaldete Felsenschlucht auftat. Den Hang deckten Tannen und Fichten, zwischen denen vom Herbst purpurrot gefärbte Laubkronen hervorlugten. Zur Rechten unseres kaum 30 *cm* breiten Pfades gähnte ein mehr als 200 *m* tiefer Abgrund. An Stellen, wo das Wasser auch den schmalen Absatz weggewaschen hatte und das Maultier im Geröll einige Meter hinunterrutschte, schloss ich unwillkürlich die Augen; das brave Tier arbeitete sich jedoch ohne zu straucheln immer wieder auf den festen Boden hinauf. Die Karawane hatte sich aufgelöst. Die letzten waren bereits einige Kilometer hinter mir zurückgeblieben. Ich ritt hinter dem Suwarí-Tschausch[1]) Hüssní und einem Führer. Plötzlich hörte ich eine Weise vor mir, die ich jedem, nur nicht einem türkischen Gendarmen zugetraut hätte: Die Melodie der revolutionären albanischen Nationalhymne! Dieser uniformierte Vampir seines Volkes war also auch von dem neuen Drange ergriffen worden! Ich musste lachen.

Die Sonne zerteilte endlich die Nebelschwaden und schuf uns im Süden, zu unseren Füssen ein Panorama voll grossartiger Pracht. Erst in einer Kette die Dörfer Bargulás, Nowáni

1) Gendarmeriewachtmeister.



und Siráku, hinter ihnen, tief unten im Tale der Lúmi Beratit, einem dünnen glitzernden Silberfaden gleich, dahinter als herrlicher Abschluss der ganzen Szenerie die Spitzen der Berge von Skrapár. Im Hintergrunde ward man sogar der Höhen von Lópsi und Tepelén und des gewaltigen Kegels des Kúdsi gewahr. Über uns breiteten sich aber noch dichte Wolkenhüllen aus.

Wir erreichten endlich eine Stelle, auf der der Weg nun weniger steil zu werden versprach. Da erklärte aber der Führer, wir müssten, um ein oder zwei Stunden zu gewinnen, ihn verlassen und eine ungemein abschüssige Schutthalde, die direkt zu der Spitze des Abbás Alí führt, hinaufklettern. Und wegen des kleinen Vorteils entschlossen sich meine Leute trotz ihrer notorischen Faulheit zu dem nicht ungefährlichen Aufstieg. Wir sassen ab und hatten auf dem lockeren Boden nicht nur uns, sondern auch die Reittiere vorwärts zu bringen. Zum Glück war der Hang mit vereinzelten Fichten bestockt, um die herum wir in Intervallen festen Fuss fassen konnten. Besorgt schaute ich nach den Lasttieren aus. Und in der Tat, wir hatten noch nicht die Hälfte der Halde passiert, als eine Stute, die nebst andern Sachen auch mein Feldbett, die Reiseapotheke, meinen grossen photographischen Apparat und das Aneroid trug, den Halt verlor und mehr als 200 *m* tief abstürzte. Alles lag in wüsten Trümmern neben dem toten Tiere. Was noch brauchbar oder reparaturfähig war, klaubten wir zusammen; das andere liessen wir liegen. Das Aneroid hatte wenig gelitten, doch ist damit bei den nachfolgenden Höhenmessungen zu rechnen. Die Wegabkürzung war um einen teuern Preis erkauft worden.

Oben, auf einem Hochplateau (1600 *m*) zeigte man mir die Stelle, bis zu der der italienische Botaniker A. Baldacci auf seiner im Jahre 1892 unternommenen Tomortour gekommen war. Schneesturm und, wie er selbst berichtet[1]), die Furcht vor den hier herumziehenden freien Gesellen hatten den Gelehrten zur Rückkehr gezwungen.

Von hier aus steigt das Gebirge bis zu seiner Kulminationshöhe in sanften Kuppen an. Alles Weide, vorzügliche Triften von einer Ausdehnung, wie ich sie noch nicht gesehen hatte.

1) Itinerari albanesi 1892. Memorie della Società Geografica Italiana 1897.



Das Gras stand noch zu dieser Jahreszeit fast einen halben Meter hoch. Die geringe Absatzmöglichkeit hat es im Verein mit der minimalen Volksdichte hier nicht zur Entwicklung der Viehzucht kommen lassen. Ein Schatz, den zu verwerten der Zukunft vorbehalten ist.

Der Weg war nun fast eben, doch umgab uns undurchdringlicher Nebel. Wenn ab und zu ein Windstoss den Vorhang beiseite schob, blickten wir in breite, steinige Schluchten, in denen im Schutze vereinzelter Riesenfichten verlassene Almhütten und Hürden (Moné) lagen. Aus der Ferne kündigte uns melancholisches Geläute eine Herde an. Wir trafen sie auf einem Sattel (in etwa 2000 *m* Seehöhe) und hielten bei ihr Rast. Der Hirt war nicht zu bewegen, uns zwei Hämmel zu verkaufen, so musste sich jeder mit dem mitgenommenen Proviant begnügen. Eine kleine Zubusse waren vier prächtige Rebhühner, die meine Begleiter aus einer von den Jagdhunden aufgejagten Kette unterwegs erlegt hatten. Eine schwere Enttäuschung bereitete uns der völlige Wassermangel in weiter Runde. Doch bot ein etwa 100 *m* tiefer liegendes Schneeloch Ersatz. Ich war vorsichtig im Genusse; meine Begleiter warfen sich indessen, von Durst geplagt, auf den Schnee und hatten die Folgen, Leibschmerzen und noch brennenderen Durst, schwer zu tragen.

Der Hirt erzählte uns, dass die zahlreichen tiefen Abgründe, welche in die unter dem Sattel liegenden Schluchten hinabführen, Gemsen beherbergen und dass sich diese mit den Ziegen paaren. Zum Beweise zeigte er uns einige Sprösslinge aus solchen Kreuzungen, die tatsächlich alle Merkmale der Gemse aufwiesen.

Neugestärkt machten wir uns auf den Weg, um über die letzten Bergrücken die Spitze Abbás Alí zu ersteigen. Ein Steinmeer umgab uns; die Pflanzenwelt ist nur spärlich vertreten. Eine weitere Aussicht verhinderte leider dichter Nebel; nur nach Osten zu sahen wir furchtbare Abgründe und Schluchten gähnen. Die ganze Höhe des Tomór ist sowohl im Westen, gegen Berát zu, als auch im Osten, gegen den Fluss Tomorítza, schrecklich zerklüftet. In einer windgeschützten Mulde liessen wir die Reittiere zurück und erklommen die Tomórspitze, deren Höhe die Generalkarte des K. und k. Militärgeographi-



schen Institutes mit 2396 *m* angibt und die durch einen Bau markiert ist.[1])

Diesen betraten wir mit sehr verschiedenen Gefühlen, hat er doch für eine weite Umgebung eine interkonfessionelle Bedeutung. Es ist dies (vgl. Fig. 17) eine kreisförmige, aus schön geschnittenen Quadern ohne Mörtel aufgeführte Ringmauer mit einer schmalen Tür im Südosten und heisst Mekám, was arabisch Ort, im speziellen Wallfahrtsort bedeutet. Der Bau stammt in seiner gegenwärtigen Gestalt aus dem Jahre 1880. Im Innern des Peribolos befindet sich nichts ausser einer in die Quadern roh eingearbeiteten, nach Süden zu gerichteten Nische, in der sich zwei Kerzenständer und ein Blechteller befanden. Auf diesem lagen einige Geldstücke als Weihegaben, denn der Mekám ist eine von Mohammedanern wie von Christen heilig gehaltene Stätte, die selbst der skrupelloseste Räuber durch die Aneignung des Opfergeldes nicht entweihen möchte. Einen derartigen Frevel würde der Tomór mit seinem Blitzstrahl strafen.

Am 15. August a. St., dem Feste Mariä Himmelfahrt, belebt sich diese weltferne Einöde. Es sind zumeist Derwische des Ordens der Bektáschi (vgl. o. S. 34), die hieher wallfahren, um zu beten, zu opfern und Almosen zu sammeln. Unter meinen Begleitern gab es einige Bektáschi, die sich nur kniend in den Mauerring wagten. Ihr Glaube will wissen, dass in dem Kampfe zwischen Imámi Hüsséin, dem Sohne des vierten Kalifen Ali, und Jesid, dem Sohne Muawijes, ein Stiefbrudes erstern namens Abbás Alí (ein Sohn Alis von einer andern Frau) dem Gemetzel von Kerbelá entronnen und nach langen Irrfahrten auf diese Spitze des Tomór gelangt sei, die er zu seiner letzten Ruhestätte ausgewählt habe. Die Geschichte weiss von einem solchen Manne nichts.

Die Christen beten hier zu Schém Rí, der Heiligen Jungfrau. Im ganzen Lande ist bei beiden Konfessionen der Schwur »per baba Tomor, beim Vater Tomor« verbreitet. Ebenso verbreitet ist die Meinung, dass hier seit uralten Zeiten eine Kultstätte be-

1) Die Südspitze des Tomor heisst nach der auf ihr befindlichen Wallfahrtsstätte Abbas Ali. Doch hört man sie oft einfach Maje Tomorit, die Spitze des Tomor, nennen, ohne genauere Unterscheidung von der Nordspitze.



standen habe. Unser grosser Dichter Náim Bei Fráschri hat ihr in einem die Geschichte des Landes behandelnden Gedichte eine poetische Fassung gegeben.

Thot Hérodoti,	Und es erzählt Herodot,
Qé nje hér moti,	Dass einstmals zu Zeiten
Kish ne Tomor —	Auf der Spitze Tomors
Shtepi zoti	Ein Gotteshaus stand

Der Dichter nahm an, dass das berühmte Dodona, das am Fusse eines ebenfalls Tomaros oder Tmaros genannten Gebirges lag[1]), auf unserer Höhe sich befunden habe. Für ein Heiligtum ist die gewaltige Höhe prädestiniert: Eine imposante Gebirgswelt, mächtige Eichenwälder in der Umgebung und schauervolle meteorologische Phänomene. In ganz Mittelalbanien ist man fest überzeugt, dass der Tomór vor einem epochemachenden Ereignisse eine Feuerkugel aufsteigen lasse, die unter erschütterndem Donner platze. Es gab auch unter meinen Leuten mehr als zehn, die sich zu erinnern behaupteten, ein solches Schauspiel vor dem letzten türkisch-russischen Kriege gesehen und gehört zu haben. Auch einen von der Bevölkerung heilig gehaltenen Vogel, der von niemand erlegt werden darf, hat der Tomór. Es ist dies wahrscheinlich eine Falkenart: Ein kleiner Raubvogel mit schwarzen Körper- und grauweissen Kopffedern [2])

Es war schon fast 3 Uhr geworden, als wir den Mekam verliessen und den Abstieg antraten. Die Pferde sandten wir in das Dorf Ojaník voraus; wir selbst versuchten unser Weidmannsheil, da das unter uns liegende Gelände als sehr reich an Gemsen bezeichnet wurde.

Der Tomór wies hier einen ausgesprochenen Karstcharakter auf. Die Vegetation ist von Menschenhand, von Bauern der nächsten Täler und von Hirten arg verwüstet. Nur noch einzelne mächtige Fichten und Tannen stehen zwischen den Kalkfelsen. Ich wunderte mich nicht über diesen kurzsichtigen Vandalismus in einer so weltfernen Einöde, sah ich doch unmittelbar an der albanischen Küste vor den Augen der Behörden aus

1) O. Kern, Pauly-Wissowas Realenzyklopädie der klassischen Altertumwissenschaft u. Dodona 1258.

2) Comte F. van den Steen de Jehaj, De la situation légale des sujets ottomans non-musulmans 416.



reinem Mutwillen oder zur Vergrösserung der schon ungeheuren Weiden Jahrhunderte alte Buchs- und Nusswälder in Flammen aufgehen.

Nach zweistündigem Herumklettern in wildzerrissenen Schluchten, wobei wir nur in der Ferne zwei Gemsen in dichtem Nebel zu erkennen glaubten, gelangten wir zu einem nahezu 1800 *m* hoch liegenden Schneebecken. Solcher Depressionen gibt es im Tomorgebiete nicht wenige. An einigen Stellen, besonders im nördlichen Teile des Gebirges, folgen sie stufenartig aufeinander. Sie sind gewöhnlich terrassenförmig von hohen Felswänden umgeben; in ihrer Mitte hält sich in einer Vertiefung der Schnee den ganzen Sommer über. Um sie herum liegen grosse Steinhäufungen, die mir einigemal Moränen zu sein schienen. Vielleicht liegen hier Reste eiszeitlicher Vergletscherungen vor. Auf freien Spitzen und Hängen weist der Tomór gegenwärtig trotz seiner Höhe nirgends ewigen Schnee auf.

Wir rasteten in dem Schneebecken einige Minuten. Auf dem Schnee bemerkten wir die frischen Fährten eines ganzen Gemsenrudels; doch vermochten wir ihnen nicht nachzugehen, da der Weg in das Dorf Ojaník noch weit war. Gegen fünf Uhr lichtete sich ein wenig der Nebel. Es bildeten sich nach und nach einzelne Lücken, die uns für Augenblicke die wildromantische Landschaft der Tomorítza bewundern liessen. Wir sahen in blendendem Sonnenglanze den nordwärts eilenden Fluss und jenseits von ihm die Berge des Gúr' i prer, im Süden das wildgezackte, mit grossen Urwäldern bedeckte Gebirge von Tzalóschnje und in der Ferne den senkrecht aufsteigenden Grat der Tschuk e Frngut.

Allmählich wurde das Gelände sanfter und die Vegetation reicher. Wir kamen in das Gebiet der mit Nadelholz bestandenen Almen. Das Gras war auch hier ungenutzt, es reichte fast bis zu den Lenden. Dazwischen sprudelten eiskalte Quellen und flossen silberklare Bäche. In kaum einer halben Stunde erreichten wir die Wiesengründe von Kulmák (in etwa 1560 *m* Seehöhe). Hier scheinen alle Wasseradern des Gebirges einen gewaltsamen Ausgang zu suchen. Auf dem engen Raume von einigen hundert Quadratmetern entspringen unzählbare Quellen, die sich unter-



halb von Ojaník zu dem Bache von Kulmák, dem Proj Kulmákut vereinigen, der in die Tomorítza mündet.

Auf den Wiesen von Kulmák fanden wir Leute aus der Arbrié (vgl. Fig. 18). Die sehr hohe Weidegebühr in der Küstenlandschaft zwingt ärmere Familien, die fast 100 *km* entfernten Hochweiden aufzusuchen.

Aus der Nadelholzregion kamen wir in die Zone des Laubwaldes. Die Grenze zwischen beiden läuft auf dem Tomór in sehr verschiedenen Höhen. Im nördlichen Teile reicht sie bis zu 1500, oft noch mehr Metern hinauf, im südlichen geht sie nie über 1300 *m*. Eine Region immergrüner Flora kann man nur auf der Westabdachung und zwar bis zu einer Höhe von nicht über 500 *m* konstatieren.

Unser Weg führte uns von den Almen von Kulmák fast immer längs des dort entspringenden Baches abwärts. In der Nähe von Ojaník hat er sich in dem Tonboden ein tiefes Bett gegraben, das nur mit Schwierigkeiten zu passieren ist. Vor dem Dorfe erwartete uns Mahmud Bei aus Tzalóschnje und lud mich ein, für die nächste Nacht seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Ich versprach ihm, von seiner Liebenswürdigkeit um so freudiger Gebrauch zu machen, als er mir eine Bärenjagd in Aussicht stellte.

Ojaník liegt auf einer grossen Bodenanschwellung und ist in einzelne wehrhafte, mit einem turmartigen Mittelbau ausgestattete Gehöfte aufgelöst, die der gesamte Grund und Boden des Besitzers, einige ärmliche Äcker, umgibt. Wir wandten uns dem Besitze von Zúbo Bei zu, einem für die dortigen Verhältnisse sehr reichen Manne, denn er besitzt an 2000 Schafe und von seinen Äckern heimst er jährlich 200 Kiassé (zu 50 *kg*) Getreide ein. Sein Gehöft ist infolgedessen auch stattlicher als alle andern.

Zúbo Bei begrüsste uns mit seinen zwei Söhnen vor dem Tore. Der Alte hatte ein unsympathisches Gesicht; um so angenehmeren Eindruck machten auf mich seine Sprösslinge, zwei stattliche Jungen und grosse Jäger vor dem Herrn. Er wurde mir denn auch als ein Geizkragen und bei seinen engeren Landsleuten unbeliebter Mann geschildert.



Hier wie auch sonst in den Dörfern staunte ich über die Menge von Bauern, die sich Bei titulieren lassen[1]). Nach dem, was ich wusste, hatten in früheren Zeiten nur jene Familien das Recht, sich diesen Titel beizulegen, welche vom Sultan mit einer Gouverneurstelle erblich belehnt worden waren. Nun belehrte man mich jedoch eines andern. Um 1800 hatte die Regierung, um eine Partei für sich zu gewinnen und so die Macht des feudalen Adels zu brechen, Bauern Timars, Ackerlehen, zugewiesen, die sie von der Krone unmittelbar abhängig machten[2]). Und auf Grund dessen legten sich die so Begünstigten eigenmächtig den Titel Bei bei, den früher nur ihre Lehensherren führten. Der Missbrauch, sich mit Standesnamen zu bezeichnen, hat in der Gegenwart infolge der o. S. 65 erwähnten demokratischen Tendenzen der Regierung noch mehr an Ausdehnung gewonnen. Die historischen Adelsprädikate sinken allmählich zur Bezeichnung von Beamtenrangklassen herab.

Da das Abendmahl lange auf sich warten liess, suchten wir uns die Zeit damit zu verkürzen, dass wir die Leute von Ojaník nach Sitte, Brauch und Vergangenheit ausfragten. So erfuhren wir unter anderm von einem alten Manne, dass das Dorf noch vor 60 Jahren eine rein walachische Kolonie gewesen sei, deren letzte Grundbesitzer vor 25 Jahren ihre Äcker Zúbo Bei verkauften. Die Siedler waren in das Tal des Lúmi Berátit hinabgezogen, wo sie bei der Ure Hassán Béut das Dorf Kielbsíra gründeten. In dieser Gegend, wie auch weiter östlich, kann man überhaupt konstatieren, dass das walachische Element nach dem unter Ali Pascha von Tepelén erfolgten völligen Zusammenbruche seines Zentrums, des einst sehr bedeutenden Muskopólje[3]), albanisch Woskopój, stetig zurückgewichen ist und sich zerstreut hat[4]). Vieles hat es durch die Schule und Kirche an das Griechentum abgegeben, ein Schicksal, das es mit den Albaniern gemein hat.

Unsere Unterhaltung wandte sich auch der Tour des näch-

---

1) Vgl. auch Baldacci, Itinerari Albanesi 1892. Memorie della Società Geografica Italiana 1897 94.

2) Vgl. Ismirli Mustafa Pascha, Netaitsch-ül-wukuat. Konstantinopel 1892.

3) Vgl. G. Weigand, Die Aromunen I 96 f.

4) Hahn, Albanesische Studien I 297.

sten Tages zu. Dabei wurde soviel Sachkenntnis entwickelt, dass wir gleich den Plan feststellen konnten: Die Lasttiere und der bequemere Teil der Gesellschaft hatten auf dem kürzesten Wege über die Dörfer Kjérs, Dawíd und Suhaját nach Tzalóschnje zu gehen; diejenigen, welche ihren Beinen vertrauen wollten, wurden eingeladen, mit mir über den Sattel, der die Ausläufer des Tomór von dem Bófnia-Gebirge eine Stunde südöstlich von Kulmák scheidet, den 1900 *m* hohen Berg von Tzalóschnje zu besteigen. Ich wählte diese Route, weil sie in den tiefer liegenden Wäldern eine gute Jagdgelegenheit auf Bären und in der Felsenregion auf Gemsen versprach.

Das Wetter verhiess allerdings wenig Gutes, denn während des Abendessens hatte sich der Himmel wieder drohend verhüllt, und kaum legten wir uns zur Ruhe nieder, als ein furchtbarer Regen herabrauschte, der noch immer gegen die schweren Holzläden schlug, als wir uns am 9. Oktober erhoben. Zudem war es bitter kalt geworden; noch um 7 Uhr zeigte das Thermometer nur 6^0 R. Meine Leute waren über diesen Strich durch die Rechnung nicht im mindesten ungehalten. Sie sassen um ein prasselndes Feuer und delektierten sich am Kaffee und an den aufgewärmten Resten des gestrigen Mahles. Wahrscheinlich hat es auch an Raki nicht gefehlt, denn ein vielstimmiges Johlen begann das Amüsement zu erhöhen. Eine Störung brachte mein Barometer. Es stieg zusehends, und da auch der Regen ins Rieseln überzugehen begann, gab ich, ohne mich an den stürmischen Widerspruch zu kehren, den Befehl zum Aufbruch. Die Zahl der Jagdlustigen war aber geringer geworden, zumal da der Hauptteil der Karawane in Anbetracht der Kürze des Weges den Aufbruch bis Nachmittag verschieben konnte.

Wir nahmen ein Maultier mit, das uns nebst etwas Proviant die Mäntel tragen sollte. Das Regenwasser hatte sich von dem steinigen Boden schon fast ganz verlaufen, dafür durchnässten uns nach kaum fünf Minuten die Sträucher und das Gras. Zunächst gingen wir eine Strecke den Weg zurück, den wir gestern gegangen waren; dann wandten wir uns dem oben erwährten Sattel an den Ausläufern des Tomór zu. Der Boden



fällt hier sanft ab und wird weit von Wiesen eingenommen. Zu unserer Linken befanden sich nacheinander kleine Einsenkungen, die weiter unten, von undurchdringlichem Eichen- und Buchenwald verdeckt, als enge Schluchten in das Tal der Tomorítza münden. Unter uns zeigte man mir in der Mitte eines Ackers eine kleine Holzhütte, bei der im Frühjahr drei Bären erlegt worden waren. Danach und nach den Fellen, die ich in den Dörfern sah, scheint der Bär hier häufig zu sein. Er ist hier etwas kleiner und nicht von so dunkler Färbung wie in Russland und in den Karpathen. Das verbreitetste Wild ist das Wildschwein. Da die Mohammedaner sein Fleisch nicht essen, wird es nur dann gejagt, wenn es in der unmittelbaren Nähe der Dörfer Schaden anrichtet. Wölfe sieht man hier nur im Winter und da in grossen Rudeln; in den andern Jahreszeiten scheinen sie im Gebirge genügende Nahrung zu finden. Schakale, welche auf dem Westgehänge des Tomor häufig vorkommen, verirren sich nie hierher. Füchse, Marder und kleineres Raubzeug sind in grossen Mengen vorhanden. Man erzählte mir auch von einem katzenartigen Tiere namens Rikiébull. Ich konnte leider kein Fell erhalten, um es danach zu bestimmen. Nach der Beschreibung scheint es sich um den Luchs zu handeln. Das Reh wird besonders oft in den tiefer liegenden Tälern angetroffen. Auch die Gemsen steigen, wie in ganz Albanien, bis zu 1000 *m* hinab. Sie sind nicht schwer zu erlegen, da sie die Scheu vor dem Menschen nicht kennen. Der Hirsch muss hier ebenfalls zu Hause gewesen sein; heute lebt er noch 10 Stunden von Tzalóschnje entfernt in den Wäldern von Dúschari am Oberlaufe des Dewóll und in den Waldungen des Panaríti Wógl-Gebirges[1]). Von Raubvögeln vermag ich nur Aasgeier und verschiedene kleine Falkenarten zu nennen. Der Königsadler ist höchst selten. Nach Auerhähnen habe ich auf dem ganzen Tomor vergebens gefragt. Im Sandschak Berat fand ich sie nur im Akrokeraunischen Gebiete, und zwar in den Tannenwäldern von Trbátsch und auf der Kiáfe Schingjérgit. In dem benahbarten Sandschak Elbassán konstatierte ich sie auf dem Máľ i Schpátit.

Die Landschaft um uns war eine andere geworden: Statt der Rundformen wild gezackte Grate, an Stelle der Mulden und

1) Über die Jagd in unserem Gebiete vgl. auch Patsch, Das Sandschak Berat 69 f.



Wiesen Abgründe und gewaltige Eichen- und Buchenforste, die in vollem Herbstschmucke prangten. Wir stiegen, um nicht zu weit nach Süden abzukommen, in ein kleines Tal hinunter und kletterten den jenseitigen Hang mit vieler Mühe hinauf. Der Regen hatte unterdessen aufgehört; wir legten alle unnötigen Kleidungsstücke auf das Maultier und sandten dieses, da es nicht mehr weiterkommen konnte, nach Tzalóschnje voraus. Je höher wir kamen, desto ärger wurde der Aufstieg. An vielen Stellen mussten wir uns erst mit dem Beil einen Durchgang schaffen; dabei war das den Boden meterhoch bedeckende Laub so aufgeweicht, dass wir bei jedem Schritt einsanken. Und von oben überschütteten uns die Bäume bei dem geringsten Windstoss mit einer eisigen Dusch. Nimmt man doch hinzu, dass die Temperatur auf 6⁰ gesunken war und die Hunde keine Spur finden konnten, so wird man uns glauben, dass unsere Stimmung nicht die jagdlustigste war. Ich durfte mich jedoch vor den Leuten nicht schwach zeigen und quälte mich den Berg hinauf. In Albanien muss man, vielleicht mehr als anderswo, seinen Willen durchzusetzen trachten, will man nicht selbst bei den eigenen Leuten den Respekt verlieren. Der Albanier ist ein grosser Spötter, dabei faul und von keiner rechten Energie. Deshalb kann man ihm nur durch Beweise grosser Willenskraft imponieren.

In dem halbdunklen Walde herrschte Totenstille, nur das Bellen der ärgerlich herumlaufenden Hunde störte sie. Wir mochten 1600 *m* hoch sein. Mein Verwalter unterstützte mich beim Steigen, während ich mit dem Bergstock mein Bestes tat. Die nassen Opanken rutschten in einem fort; dem Beispiele meiner Begleiter, sie auszuziehen und barfuss zu gehen, konnte ich nicht folgen, meine Füsse hätten sich in der kürzesten Zeit blutig gerissen. Eine solche Mattigkeit und auch Willenserschlaffung hatten mich früher nur ein einziges Mal erfasst, als ich bei 35⁰ R Hitze und vom Fieber durchschüttelt in 6 Stunden den 2025 *m* hohen Tschíka in den Akrokeraunischen Bergen erstieg.

Nach einer halben Stunde traten wir aus dem Walde. Das Gelände wurde aber noch ärger: Ein unglaublich steiles, jeder



Vegetation bares Felsengewirr dehnte sich vor uns aus. Da Mittag schon vorbei war, liessen wir uns auf dem von Feuchtigkeit triefenden Boden, von Kälte geschüttelt, nieder, um einen sehr frugalen Imbiss einzunehmen. Die Hunde hockten, durchnässt und zitternd, in einem Haufen neben uns. Wir beschlossen nun, da auf eine Änderung der Witterung nicht zu rechnen war — die Wolken wogten wie ein sturmgepeitschtes Meer um uns —, nicht höher ins Gebirge vorzudringen, sondern uns in der bisherigen Höhe nach Südosten zu wenden, um, dem Gehänge folgend, oberhalb von Tzalóschnje den Abstieg anzutreten. Trübselig folgten wir der bis ins Detail grausam durchgearbeiteten Bodenplastik. Als wir aus einer der mit Tannen spärlich bestockten Schluchten herauskrochen, blieb mein Führer, hinter dem ich ging, plötzlich stehen, legte sich flach auf die Erde und machte mir ein Zeichen, seinem Beispiel zu folgen. Ein langgezogener, fast klagender Pfiff belehrte mich erst, dass vor uns ein Gemsenrudel sein müsse. Ich konnte jedoch nichts wahrnehmen: mein ungeübtes Auge erkannte die schönen Tiere erst, als sie aufgeschreckt einige 100 Meter vor uns, grosse Mengen von Geröll hinter sich loslösend, die Felsen hinaufstürzten. Ich drückte nun fast aufs Geratewohl mein Gewehr ab und sah zu meiner Freude, dass eine der Gemsen einige Meter hinabrutschte; sie war sicherlich getroffen worden. Meine Leute, die sich hinter uns geräuschlos aufgestellt hatten, mochten wohl gewartet haben, bis ich losdrückte, denn nun begann eine Schiesserei, die jeder Schützenkette vor dem Feinde Ehre gemacht hätte. Man schien sich allgemein für die Mühe und Langweile des ganzen Tages in einem Augenblicke entschädigen zu wollen. Als sich der Sturm endlich legte, rafften wir uns auf, um nach den Opfern des Gefechtes zu sehen. Das Unheil, das wir angerichtet hatten, war glücklicherweise nicht gross. Von etwa 25 Gemsen des Rudels lagen nur zwei Böcke, leider aber auch eine Gais am Boden (vgl. Fig. 19). Zwei Hunde, die sich von der Koppel losgerissen hatten, verfolgten, so gut sie es auf dem steinigen Boden konnten, die Flüchtigen; wir hörten sie in geringer Entfernung Standlaut geben. Einige Minuten später brachten meine Diener ein noch junges Kitz;



es hatte den älteren Genossen nicht folgen können und war von den Hunden gestellt worden. Das arme Tierchen zitterte am ganzen Körper. Ich wollte ihm die Freiheit wiedergeben, man sagte mir aber, dass das für das Tier den sicheren Tod bedeuten würde, denn das Rudel wäre schon viel zuweit, als dass es sich ihm noch anschliessen könnte. So nahmen wir es mit. Er sträubte sich ein wenig, als es ein Führer auf die Schultern nahm, beruhigte sich aber, nachdem wir es mit einem Mantel zugedeckt hatten.

So war der Tag nicht ohne Erfolg gewesen, und wir konnten ohne Beschämung den uns erwartenden spöttischen Freunden entgegentreten.

Die Art des Jagens ist in Albanien sehr verschieden; sie wechselt nach der Gegend und dem Stamme. Eines ist jedoch gemeinalbanisch: Die sinnlose Ausrottungssucht des Wildes. Man kennt keine bestimmte Jagdzeit und keine Vorschriften. Im Sandschak Berat vereinigen sich zur Jagd stets mehrere Jäger, die mit Treibern und Hunden Kesseltreiben veranstalten. Doch nimmt dabei weder der Jäger noch der Treiber, am wenigsten aber der Hund auf das Ganze Rücksicht. Ein jeder sucht für sich an das Wild zu kommen und wechselt denPlatz nach Gutdünken. Ein Charakteristikum dieser albanischen Treibjagden ist die Furcht des Jägers vor den Hunden der Jagdgenossen. Die Hunde sind simple Schäferhunde, die vom Jagen keine Idee haben. Sie spüren, sobald sie von der Kette gelöst sind, nicht dem Wilde nach, sondern gehen sofort auf den nächsten Jäger los. Ich selbst musste nicht selten vor den Hunden meiner Begleiter auf einen Baum flüchten, während vor meinen Augen Wildschweine unbelästigt durchbrachen. Bei derartigem Jagen kommt nicht viel heraus; in der Regel ist das Wild schon verjagt, noch bevor sich die Jäger postiert haben. Die Folge ist aber die, dass die Tiere aus der Gegend ganz verscheucht werden. Gross ist der Schaden unter dem Wildstande in der Umgebung solcher Dörfer, in denen einige passionierte Jäger leben. Im Jahre 1905/6 wurden im Tschika-Gebiete allein 172 Gemsen geschossen, von denen 93 Gaisen waren.

Parforcejagden mit Windspielen bildeten vor 20 Jahren die



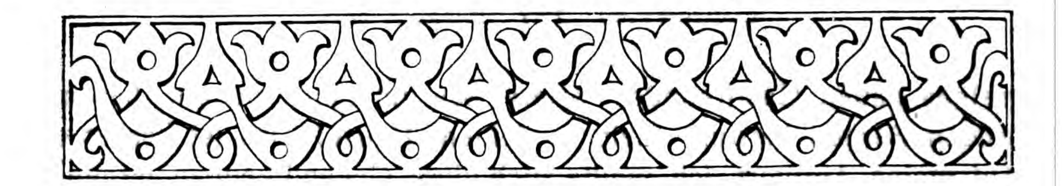
Hauptunterhaltung der Bei des Sandschaks. Aus Mangel an Zeit und auch an Mitteln ist dieser Sport fast ganz erlöschen. Auch die Falkenjagd, die in Mittelalbanien einst stark verbreitet war, wird heute nur noch von einigen alten Aga in der Müsekié betrieben. Man verwendet dazu eine Bussardart, kleine, aber ungemein kräftige Vögel, die selbst junge Hasen angreifen.

Durch das Jagdglück gekräftigt, wandten wir uns talwärts. Der Weg, der wieder durch Buchenwald führte, war aber nicht besser geworden. Wir mussten uns stützen und halten, als gingen wir auf Glatteis. Plötzlich glitt einer meiner Begleiter namens Sadík, der für einen Augenblick seinen Bergstock beiseite gelegt hatte, aus und sauste, eine Lawine von Steinen, Kot und Blättern mit sich reissend, mehrere hundert Meter hinunter. Der Stock und das mit fünf Patronen geladene Gewehr fuhren ihm nach! Jeder erwartete den armen Jungen tot anlangen zu sehen. Sadik erhob sich jedoch schnell, reinigte sich Gesicht und Hände und winkte uns lachend zu. Er war auf der glatten Rutschbahn den Bäumen geschickt ausgewichen und hatte sich nur ganz unerheblich am Fusse verletzt. Ein grosses Glück war, dass das Gewehr nicht losging. Wir brauchten eine halbe Stunde, bis wir unseren unfreiwilligen Fahrer erreichten, der ganz vergnügt eine Zigarette schmauchte. Nun ging es im Regen durch dichtes Unterholz, bis wir auf einen sich serpentinenartig hinunterwindenden Weg stiessen. Diese sehr willkommene Kommunikation hatten Holzfäller und Jäger ausgehauen. Es war fast sieben Uhr abends, als wir aus dem Hochwald traten. Vor uns lag ein niedriges, mit smaragdgrünen Wiesen und Gebüsch bedecktes Hügelland, und daraus winkten die grauen Häuser von Tzalóschnje. Jenseits des Dorfes schoss, durch steil abfallende Felsen zu einem Gebirgsbache verengt, die Tomorítza mit wildem Getöse dahin. Einige hundert Meter vor dem Dorfe erwartete uns die gesamte Bevölkerung von Tzalóschnje. Die Frauen und Kinder staunten uns an wie Wundertiere aus einem Fabellande. Man konnte sich nicht erklären, wozu vernunftbegabte Menschen bei solchem Wetter in den Bergen herumschweiften, wo sie es doch am warmen Herde weit besser haben könnten. Am Abend sagte mir der jüngste Spross



meines neuen Gastfreundes: »Herr! Warum laufst du auf diesen wilden Bergen herum? Bleib in deinem Hause! Das ist besser.« Auf meine Antwort, ich wollte auch diese Gegend kennen lernen, erwiderte er: »Geh! Ich glaubte, du wärest ein weiser Mann. Du bist es nicht. Schau! Ich gehe mit meinen Ziegen nie über den Waldrand hinaus. Und will ich einmal wissen, was anderswo vorgeht, so frage ich einen vorüberziehenden Wanderer.« Der kleine Mann hatte nicht so unrecht; er war dabei glücklicher und gelassener als mancher Forscher, der sich und andere unter die Lupe nimmt. Ich folgte nach dem Abendessen seiner Einladung in einen Kreis von Kindern, Derwischen und alten Weibern und lauschte Märchen, während draussen der Wind den Regen peitschte und Blitz und Donner Licht und Unheil verbreiteten.





IV. Drei albanische Märchen.

Auf meinen Kreuz- und Querzügen in Albanien habe ich sehr viele Märchen gesammelt, deren Veröffentlichung — im Originaltext mit parallel laufender deutscher Übersetzung — ich einem späteren Zeitpunkte vorbehalte. Hier gebe ich in deutscher Übersetzung bloss drei Proben, die ich in Tzalóschnje aufgezeichnet habe. Bei der Übertragung war ich bestrebt, soweit es die deutsche Sprache gestattet, der Urform treu zu bleiben.

1. I zoti é fiton. — Der Mutige gewinnt.

Es war einmal eine alte Frau, die mit ihrem einzigen Sohne in einer kleinen Hütte vor einer Stadt wohnte, in der ein mächtiger Fürst herrschte. Sie lebte in sehr ärmlichen Verhältnissen. Da der Junge faul war und kein Handwerk gelernt hatte, waren sie auf die Almosen wohlhabender Bürger angewiesen. Als eines Tages die Not am grössten war, entschloss sich der Jüngling zu einem gewagten Unternehmen. »Mutter«, sprach er, »geh ins Schloss zum Fürsten und halte für mich um die Hand seiner einzigen Tochter an!« Alle Widerrede der Alten war umsonst, und als der Sohn sogar mit Schlägen drohte, entschloss sie sich schweren Herzens zu dem Gange. Allein, vor dem Schloss angelangt, wurde sie von den Wachen trotz ihres Weinens und Klagens nicht hineingelassen. Der Fürst, welcher gerade nichts zu tun hatte und am Fenster stand, hörte den Lärm und befahl, die alte Frau

vorzulassen. Man führte sie ins Schloss, und hier erzählte sie dem Fürsten von ihrer Not und dem Begehren des Sohnes. Der Fürst wurde über die Vermessenheit nicht böse, lächelte und sprach: »Sage deinem Sohne, er solle vor allem ein Handwerk lernen und dann erst kommen, meine Tochter zur Frau zu verlangen«. Mit diesem Bescheid kehrte die alte Frau traurig nach Hause zurück und teilte ihn ihrem Sohne mit. Dieser liess sich jedoch dadurch nicht abschrecken, sondern schnallte sein Felleisen um und machte sich auf den Weg, um in einem fremden Lande ein Handwerk zu erlernen. Nach langen Irrfahrten kam er endlich eines Tages auf die Spitze eines hohen Berges. Ermüdet vom langen Wandern, setzte er sich auf einen Stein nieder, klagte sich sein Leid und seufzte Of![1]) Da stand plötzlich der Teufel vor ihm und sagte: »Ich bin es, den du riefst!« Erstaunt und erschrocken versicherte der Junge, er habe niemand gerufen. Aber alles war umsonst. Er musste dem Teufel seine Geschichte erzählen, und dieser versprach, ihm alle Künste der Welt beizubringen, wenn er sein Sklave werden wollte. Der Unglückliche ging darauf ohne Zögern ein und folgte dem Teufel in eine nahe Höhle, die den Eingang zu dessen Palaste bildete. Als sie eintraten, wurde der arme Junge durch die Herrlichkeiten, die Edelsteine und das Gold, das er darin sah, so verwirrt, dass er erst zuletzt, als der Teufel schon verschwunden war, merkte, dass er nicht allein war. Neben ihm standen zwei wunderschöne Mädchen, die ihm freundlich zulächelten. Nach einiger Zeit schlossen die Mädchen mit ihm Freundschaft und erzählten ihm, sie seien vom Teufel geraubt und in dieser Höhle eingesperrt worden; nichtsdestoweniger seien sie glücklich und bereit, ihn retten. Sie sagten ihm, er solle, wenn der Teufel ihn fragen würde, ob er schon etwas gelernt habe, stets verneinen. Der Teufel kam nämlich oft zu ihnen und verwandelte sich in alle möglichen Gestalten. Eines Tages fragte er nun den Jüngling in der Tat, ob er schon etwas gelernt habe. Als dieser es verneinte, lachte er und sagte: »Du bist ein dummer Junge. Ich habe dich

1) Einer der Rufe, mit denen man den Teufel zitiert. Nach dem Volksglauben muss man, bevor man auf einem öden Platze Of! sagt, um sich zu salvieren, viermal nach allen vier Himmelsrichtungen blasen.



genommen, damit du mich auf meinen Wanderungen begleitest. Da du aber noch nichts gelernt hast, werde ich dich wegschicken.« Er hielt ihn von nun an wirklich für dumm und gab nicht mehr acht auf ihn. Die beiden Mädchen warteten einen günstigen Augenblick ab, zeigten ihm den Ausgang des Palastes und retteten ihn. Nach kurzer Zeit erreichte er glücklich das Haus seiner alten Mutter und erzählte ihr, er habe in der Fremde von einem Magier die Kunst des Verwandelns gelernt. So wurde er eines Tages ein schönes weisses Ross, das die Alte dem Fürsten um schweres Geld verkaufte. Ihr Sohn hatte ihr jedoch eingeschärft, den Zaum zu behalten, denn in diesem steckte die Kraft, die ihn wieder zum Menschen machen konnte. Wurde der Zaum zurückbehalten, so ging das Pferd zugrunde. Ein anderesmal verwandelte er sich in ein Warmbad (Hamám), das seine Mutter zu einem hohen Preise verkaufte, nachdem sie den Torschlüssel — das war er — abgezogen hatte. Aber nicht lange danach stürzte das Bad ein, weil er wieder Mensch geworden war. Unterdessen hatte der Teufel von alledem erfahren und beschloss, sich an ihm zu rächen. Er verkleidete sich als Derwisch und kam an demselben Tage in die Stadt, an dem sich der Junge in einen Widder verwandelt hatte. Er gelangte vor das Haus der Alten und bot ihr sogleich eine hohe Summe für das Tier an. Diese ging auf den Handel ein, wollte jedoch den Halfter vom Widder lösen, denn darin steckte die Verwandlungskraft. Der Derwisch wusste es, und als die Alte für alles Geld, welches er ihr bot, den Halfter nicht geben wollte, rief er die Umstehenden zu Richtern an. Diese nahmen der geizigen und halsstarrigen Alten, welche dem heiligen Manne für einen Widder soviel Geld abnehmen wollte, das Tier mit dem Halfter weg und gaben beides dem Teufel. Die Alte weinte und schrie, aber alles war umsonst. Der Teufel führte den Widder in seine Höhle, um ihn daselbst zu schlachten. Während er jedoch sein Messer suchte, das die beiden Mädchen versteckt hatten, gelang es diesen, den Widder freizumachen und ihn aus der Höhle zu treiben. Der Teufel, darüber erbost, verwandelte sich nun in einen Wolf und verfolgte wütend den Widder. Als dieser ihn jedoch nahen sah, wurde er sogleich eine Taube, worauf sich der Teufel



in einen Sperber verwandelte. Schon war die Taube in der Stadt, die Fenster des fürstlichen Schlosses blinkten vor ihr, da sauste auch schon der Sperber heran, aber im letzten Augenblick entwich sie durch ein offenes Fenster in das Zimmer des Fürsten und wurde in dessen Hand eine schöne Orange. Der Fürst staunte darüber sehr, und als plötzlich ein Derwisch — das war der Teufel — an das Tor des Schlosses klopfte, liess er ihn rufen, um nach der Bedeutung des Wunders zu fragen. Der Derwisch verlangte nun die Orange, um sie genau zu untersuchen. Diese verwandelte sich aber plötzlich in feine Futterkörner (Meel), weil sie sonst vernichtet worden wäre. Der Teufel verlor aber keinen Augenblick seine Geistesgegenwart, sondern verwandelte sich alsbald in eine Henne mit Küchlein, um das Futter aufzuessen. Nun aber wurde dieses zu einem Fuchs, der die Küchlein behend auffrass. Der Teufel, einiger Glieder beraubt, verschwand eilig und war lange Zeit hindurch schwer krank. Der Fuchs nahm aber wieder Menschengestalt an, und der Fürst erkannte in ihm den Sohn der armen Alten, die um die Hand seiner Tochter angehalten hatte. Der Jüngling erzählte dem Herrscher, der Prinzessin und dem ganzen Hofstaat seine Geschichte, und das Fürstenkind entbrannte in Liebe zu ihm. Der Fürst gab zur Heirat seine Einwilligung, liess einen Palast bauen, und nach kurzer Zeit wurde die Hochzeit gefeiert. Sie lebten lange und glücklich, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch heute.

2. Ali, der Holzfäller.

Ein armer Mann namens Alí Drutschí wohnte in einer Stadt. Eines Tages, als es stark regnete, ging er in den nahen Wald, um Holz zu fällen. Auf dem Heimwege kam er an einer alten Tekké, die vor der Stadt lag, vorüber. Ein Derwisch, der ihm begegnete, klagte ihm sein Leid und erzählte, er habe in der Stadt an allen Türen um ein Obdach gebeten, aber jedermann habe es ihm verweigert. Ali, trotz seiner Armut ein gastfreundlicher Mann, lud den Derwisch in sein Haus ein. »Komm«, sprach er, »was mir Gott gegeben, wollen mir teilen!« Der Derwisch schlief die Nacht bei ihm und fragte ihn am nächsten

Morgen um seinen Namen. Danach ging der heilige Mann seines Weges. Dieser war aber niemand anderer als der König des Landes, der sich als Derwisch verkleidet hatte. In der Burg angelangt, liess er sogleich durch seine Herolde ausrufen, er wolle Ali, dem Holzfäller, jeden Wunsch erfüllen. Man brachte Ali ins Schloss. Die Dienerschaft merkte, dass der König gut gestimmt sei, und da sie ihm wegen seiner grossen Strenge übelwollte, überredete sie Ali, des Königs einzige Tochter zur Frau zu verlangen. Ali folgte dem Rate. Der König konnte sein gegebenes Wort nicht brechen, stellte jedoch die Bedingung, dass beide gleich nach der Hochzeit sein Reich verlassen. Das geschah. Nach langen Wanderungen kam das Paar zu einem reichen alten Manne, der gerade jemand brauchte, da er sein im Keller aufbewahrtes Gold waschen wollte. Ali war ihm als Fremder hiezu besonders willkommen; er versprach ihm einen reichen Lohn, wenn er die Arbeit ausführen würde. Ali hatte erfahren, dass der Alte bis jetzt alle, die das Gold gewaschen hatten, habe töten lassen, so dass sich niemand mehr in dessen Dienst wagte. Er fürchtete sich jedoch nicht, trat in den Keller und wusch das Gold. Als er damit fertig war, verschloss er die Tür von innen und drohte dem Alten, er werde solange schreien, bis das ganze Haus zusammenlaufe und jedermann das Versteck des Schatzes erfahre. Der Alte versprach ihm notgedrungen 1000 Goldstücke und die Freiheit, wenn er schweigen würde. Ali nahm das Anerbieten an, kaufte sich, nun reich geworden, in der Nähe des Alten ein Haus und lebte glücklich. Nach kurzer Zeit starb der Geizhals, und da keiner seiner Erben den Ort kannte, wo die Schätze lagen, wurde sein altes Haus um geringes Geld verkauft. Ali erstand es und machte sich mit seiner Frau sogleich daran, das Gold in Sicherheit zu bringen. Er nahm grosse Tongefässe (Kiüpa), füllte sie mit dem Gold und streute Erbsen darauf. Dann belud er seine Pferde und zog in die Heimat. Dort angekommen, kaufte er sich dem Königsschlosse gegenüber ein Haus und lebte in Glanz und Herrlichkeit. Der König lud die Fremden kurze Zeit danach zum Abendessen ein. Die Prinzessin ging in allen Teilen des Schlosses herum und zeigte sich mit allen Winkeln sehr vertraut. Im Turmstübchen fand sie



auf ihrem alten Webstuhl eine nur halb beendete Stickerei und machte sie fertig. Ihre alte Amme meldete dies der Königin und sagte, dass niemand so schön sticken könne wie ihr verlorener Pflegling. Die Königin glaubte ihr jedoch nicht, wies die Vermutung zurück und sagte: »Meine Tochter hatte zwischen den Schultern ein so schönes Muttermal, wie es kein anderer Mensch haben kann.« Um sich nun hievon zu überzeugen, wurde die Fremde vor dem Schlafengehen ins Bad geführt. Dort sah die Mutter das Mal und erkannte ihre Tochter. Man berichtete die seltsame Fügung dem König, der sogleich seinen Schwiegersohn freudig umarmte und ihn zu seiner Tatkraft beglückwünschte. In der Stadt wurden zur Feier der Rückkehr der Prinzessin grosse Feste gefeiert.

3. Die Geschichte des Kieros[1]) oder der jüngste von zwölf Brüdern.

Ein ziemlich wohlhabender Mann hatte zwölf Söhne. Da er jedoch soviele im Hause nicht ernähren konnte, beschlossen die Kinder eines Tages, ihr Glück in der Fremde zu suchen. Sie erzählten ihr Vorhaben den Eltern, die nach langem Zögern einwilligten und ihnen folgenden Rat gaben: »Ihr werdet auf eurem Wege zu einer schönen Wiese kommen. Betretet sie nicht! Denn sie ist die Wohnung der zwölf Tschin (Geister), die euch töten würden. Ihr werdet weiter einen herrlichen Garten sehen. Betretet auch ihn nicht! Dort wohnt eine Schlange mit 12 Köpfen. Ihr werdet schliesslich zu einem grossen Schlosse gelangen. Gehet nicht hinein, auch wenn euch die Nacht überrascht, denn es gehört der Kutschédra.«[2]) Darauf segneten die Eltern ihre Kinder. Bevor diese die Pferde bestiegen, nahm der Kleinste, der Kierós, das alte, Wunder wirkende Schwert seines Vaters heimlich zu sich; dann ritten sie davon. Nach langen Kreuz- und Querzügen gelangten sie an einem heissen Sommertage zu einer schönen Wiese, in deren Mitte ein Brunnen war, neben dem

1) Kieros bedeutet der Grindige, der Räudige. Diese Gestalt kommt in albanischen Märchen oft vor. Bemerkenswert ist, dass dieser Kranke unter allen handelnden Personen stets das Hervorragendste leistet.

2) S. u. S. 131.



eine gedeckte Tafel stand. Der älteste Bruder sprach: »Ich werde mich an die Tafel setzen, denn ich bin müde, mögen auch die zwölf Tschin hier hausen!« Vergebens riet der Kieros davon ab und erinnerte an die Warnung der Eltern. Alle 11 Brüder setzten sich, assen und tranken, bis sie trunken zu Boden fielen; nur der jüngste hatte sich abseits auf einen Stein gesetzt. Als seine Brüder fest eingeschlafen waren, erschien an der Brunnenmündung der Kopf einer Hexe. Der Kieros hatte sich aber sogleich hinter einen grossen Felsen versteckt, holte mit dem Schwerte seines Vaters aus und hieb der Hexe den Kopf ab, worauf der Körper mit grossem Gepolter in den Brunnen zurückfiel. Das war die Mutter der zwölf Tschin gewesen, die ihren Kindern vor dem Brunnen das Essen bereitet hatte. Des Kieros Arbeit war aber damit noch lange nicht zu Ende, denn nun erschienen in der Brunnenöffnung nacheinander die zwölf Köpfe der Tschin. Der arme Junge musste sie in schwerer Arbeit abhauen; als aber der letzte zum Vorschein kam, war das Schwert schon stumpf. Er tötete deshalb den jüngsten Tschin durch einen Stich. Beim Zurückziehen der Klinge riss er auch die Eingeweide heraus und steckte sie erfreut zu sich, da er von seiner Multer gehört hatte, dass sie Wunder wirkten. Darauf stieg er in den Brunnen hinunter und sah in einer palastartigen Höhle zwischen reichen Schätzen zwölf junge Mädchen, die ihm erschrocken zu fliehen rieten. Er erzählte ihnen aber das Geschehene, beruhigte sie und wechselte mit der Jüngsten sogar den Verlobungsring. Dasselbe tat er mit den Ringen seiner Brüder und denen der elf anderen Mädchen und versicherte, er werde wiederkommen. Hierauf stieg er aus dem Brunnen und weckte seine Brüder, ohne ihnen etwas zu erzählen. Sie ritten nun alle von dannen und kamen nach langem Reisen eines Morgens an einem schönen Garten vorbei. Hier war es so herrlich, dass sie dem Verlangen nicht widerstehen konnten, eine Stunde zu rasten. Vergebens beschwor der Kieros wieder die Brüder, sie möchten doch die Worte der Eltern beherzigen. Sie lachten ihn aus, schalten ihn einen Feigling und sagten: »Wir haben auf der Wiese gegessen nnd geschlafen, ohne dass die Tschin uns etwas antun konnten. Wir fürchten uns auch vor der Schlange nicht.«



Traurigen Herzens fügte sich der Kieros dem Willen seiner Brüder und folgte ihnen unter den Schatten der herrlichen Bäume. Ein jeder wählte sich ein anderes Ruheplätzchen aus und legte sich schlafen. Der Kieros sah aber mitten im Garten eine gewaltige Eiche, die ein grosses Loch hatte. »Hier muss die Schlange wohnen«, dachte er und stellte sich davor auf. Es dauerte auch nicht lange, als unter furchtbarem Donnern, Krachen und Schnaufen der erste Kopf der Schlange in der Öffnung erschien. Der Kieros schnitt jedoch kühn nacheinander alle zwölf Köpfe ab, nahm die Zungen heraus, reihte sie auf einem Faden auf und legte sich das sonderbare Band unter dem Hemd um den Hals. Hierauf weckte er seine Brüder und machte sich mit ihnen auf den Weg.

Wieder zogen sie eine Zeitlang herum, da kamen sie endlich eines Abends vor ein schönes, aber leeres Schloss. Da es zu regnen begann, entschlossen sie sich einzukehren und die Nacht hier zu verbringen. Der arme Kieros musste wegen seiner Warnungen wieder viel Spott erdulden. Sie traten ein und die elf setzten sich sogleich an eine herrlich gedeckte Tafel. Der Kieros suchte indes alle Eingänge des Schlosses so fest als möglich zu verschliessen, damit die Kutschédra nicht plötzlich eindringe. Gegen Mitternacht hörten sie draussen ein furchtbares Donnern, so dass davon das ganze Schloss erbebte. Nun wussten sie alle, dass die Kutschedra komme, und bereiteten sich zitternd zum Sterben vor. Da hörten sie von draussen her eine Stimme, die demjenigen, der das Tor öffnen würde, das Leben zu schenken versprach. Die elf stürzten zum Tore, jeder wollte es zuerst öffnen, um sein Leben zu retten. Der Kieros versperrte ihnen aber den Weg und sprach zur Kutschedra: »Ich bin hier mit elf Brüdern. Wenn du sie alle abziehen lässt, will ich dir dienen, solang du willst.« Die Kutschedra willigte ein, und liess sie noch im Schlosse übernachten. Am Morgen begleitete der Jüngste die Brüder zum Tor und sprach: »Seht ihr diese Zungen? Sie sind von den Köpfen der Schlange, die ich im Garten tötete. Diese Ringe hier gehören den zwölf Mädchen, die sich in dem Brunnen auf der Wiese befinden, an dem ihr gegessen und geschlafen habt. Nehmt die Mädchen und führt sie mit all den Schätzen,



die ihr im Brunnen finden werdet, nach Hause. Sollte ich mich einst retten, so will ich kommen und die Jüngste heiraten.« Die Brüder verabschiedeten sich von ihm und zogen fort. Er aber blieb, seinem Worte getreu, bei der Kutschedra, um ihr zu dienen. Diese begann aber, als sie von seinen Taten gehört hatte, sich vor ihm zu fürchten und suchte ihn los zu werden. Darum befahl sie ihm eines Tages, er solle sogleich aufbrechen und nach dem Schlosse eines Kutschédr gehen, das zwei Tagreisen entfernt auf dem Mal' i ssi[1]) stehe. Dort werde eine Königstochter gefangen gehalten, die solle er rauben und ihr bringen. Der Kieros wurde über den Auftrag traurig, denn er wusste nicht, wie er den Befehl der Kutschedra ausführen sollte. Niedergeschlagen ging er an diesem Abend seinen Arbeiten nach. Im Stalle des Schlosses standen zwei Pferde. Das eine war schwarz und sehr wild, das andere schneeweiss und sehr zahm. Als er ihnen das Futter vorlegte, sprang das schwarze Pferd auf ihn und wollte ihn vernichten. Der Kieros wehrte sich jedoch tapfer und bändigte es. Der Kampf hatte ihn jedoch betäubt. Als er zu sich kam, fühlte das weisse Ross Mitleid mit ihm und sprach: »Wir wollen Seidenfäden fressen und kein Stroh. In jener Kammer liegen sie. Hole uns davon!« Als er das getan, freuten sich die Tiere darüber und fragten ihm, warum er so traurig sei. Da erzählte er ihnen sein Leid; und sie rieten ihm, von der Kutschedra als Ausrüstung auf die Reise einen Spiegel, eine Schere und das weisse Ross zu verlangen. Dies tat er auch. Die Kutschedra willigte ein, trug ihm jedoch, da sie ihm verderben wollte, das schwarze Pferd an, auf dessen Wildheit sie baute. Der Kieros schlug es aber aus, und so musste sie seinem Wunsche nachgeben. Als der Kieros am Morgen wegritt, hinkte das weisse Ross absichtlich. Die Kutschedra trug ihm deshalb nochmals das schwarze an, er hörte aber nicht darauf, sondern entfernte sich rasch. Nach einiger Zeit sagte ihm das weisse Pferd: »Binde dir die Augen zu und halte dich fest! Ich werde dich zum Schlosse des Kutschedr bringen.« Er tat es und flog nun mit Windeseile über Berg und Tal dem fernen Schlosse zu. Als das Pferd stillstand, öffnete er

1) Schwarzer Berg.



die Augen. Da sprach das Tier zu ihm: »Siehst du dort auf dem Berge das Schloss des Kutschedr? Dieser nimmt in der Nacht Menschengestalt an, bei Tag ist er aber ein Drache. Jetzt ruht er. Sein Kopf liegt zwischen den Brüsten der Königstochter, von denen er die eine mit der Kralle hält. Ihr Haar ist um seinen Arm gewickelt.« Der Kieros schlüpfte nun behend ins Schloss und näherte sich dem Zimmer der Prinzessin. Als er sie von weitem sah, liess er den Widerschein des Spiegels in den Raum fallen und gab ihr zu erkennen, dass er ihr Retter sei. Darüber erfreut, machte sie ihm ein Zeichen, eine Schere und einen Klumpen nassen Kotes zu bringen. Rasch holte er das Verlangte. Die Prinzessin schnitt sich nun das Haar ab, zog ihren Körper zurück und steckte dem Kutschedr den Klumpen zwischen die Krallen. Darauf liess sie ihr Kleid neben ihn fallen und floh mit dem Kieros auf dem weissen Pferd eiligst von dannen. Als der Kutschedr die Flucht bemerkte, wusste er auch alsbald, wer ihm die Prinzessin geraubt hatte, denn die Kutschedra war einst seine Frau gewesen und hatte ihn verlassen. Erbittert machte er sich zur Verfolgung des Räubers auf. Bald sahen die Flüchtlinge eine grosse Wolke hinter sich herfliegen. Das Pferd wusste gleich, dass dies der Kutschedr sei, und sagte zum Kieros: »Wirf schnell den Kamm hinter uns!« Als er dies getan, sahen sie, wie daraus plötzlich ein grosser Wald erwuchs, den der Kutschedr nur mit grosser Mühe passieren konnte. Das Hemmnis hielt aber nicht lange vor. Bald hörten sie den Kutscherdr wieder hinter sich. Da rief das Pferd, schon ermattet, dem Kieros zu: »Wirf den Spiegel hinter uns!« Und aus dem Spiegel entstand ein ungeheuerer See, den der Kutschedr nicht überschreiten konnte. Sie aber gelangten wohlbehalten auf die Bergeshöhe und ritten auf dem wieder hinkenden Pferde in den Schlosshof ein.

Von nun an begann sich die Kutschedra vollends vor dem Kieros zu fürchten und suchte um jeden Preis ihn los zu werden. Aber auch der Kieros war seiner Herrin satt und bat eines Tages die Kutschedra, ihn nun freizulassen, was sie denn auch mit Freuden tat. Die gerettete Prinzessin, welche dies hörte, weinte aber solang, bis der Kieros ihr versprach, sie mitzunehmen. Dann ging



er in den Stall, um das weisse Pferd um Rat zu fragen. Dieses sagte ihm, er möge die Prinzessin überreden, die Kutschedra zu fragen, wo sich ihre Seele befände,[1]) und es ihm dann zu verraten. Da kam aber die Kutschedra plötzlich in den Stall und ritt auf dem schwarzen Pferde davon. Der Kieros konnte nun nicht länger bleiben; die Kutschedra hatte ihm mit dem weissen Pferde im Gespräche überrascht und war argwöhnisch geworden. Er verabschiedete sich am nächsten Morgen von ihr und entfernte sich ein wenig vom Schlosse. Bald kehrte er jedoch zurück, schlief nachts in der Kammer beim Stalle, in der die Seidenfäden waren, und hielt sich tagsüber, wenn die Kutschedra abwesend war, bei der Prinzessin auf. Diese fragte nun eines Tages ihre Gebieterin, als diese guter Laune war, ob es wahr sei, dass sie keine Seele habe, und wo sich diese befinde. Nach langem Zögern erzählte die Kutschedra endlich, dass ihre Seele sich in drei Tauben befände, die in den Eingeweiden eines wilden Ebers lebten, der eine grosse Gegend, vier Tage und vier Nächte lang und breit, sein eigen nenne. Dort hätten früher Menschen gewohnt; er habe sie aber alle vertrieben und nur einem Priester (Prift) und dessen Familie erlaubt, dort zu wohnen. Am nächsten Morgen erzählte die Prinzessin das Gehörte dem Kieros, der, gut ausgerüstet, sich sogleich aufmachte, den Eber zu suchen. Nachdem er zehn Tage lang gewandert war und dabei einen grossen Umweg um einen See gemacht hatte, gelangte er zu dem Häuschen des Priesters. Dieser war schon alt und lebte mit seiner einzigen Tochter zusammen. Als er den Kieros sah, freute er sich sehr, denn nun hatte er jemand, dem er seine zwanzig Schafe anvertrauen konnte. Bevor er aber den Kieros in seinen Dienst nahm, schärfte er ihm ein, er solle sich nie aus dem Revier hinauswagen, das der Eber der Familie geschenkt hatte. Der Kieros aber, der gerade des Ebers wegen gekommen war und Eile hatte, sich mit ihm zu messen — das weisse Pferd hatte ihm verraten, die Kutschedra werde am 10. Tage nach seiner Abreise die Prinzessin aufessen — führte gleich am ersten Tage die Schafe aus

1) Nach dem Volksglauben hat die Kutschedra keine Seele. Dies ist in einem lebenden Wesen oder einem leblosen Gegenstande versteckt. Erst wenn dieses stirbt oder der Gegenstand zerstört wird, kann die Kutschedra sterben, bis dahin ist sie unverwundbar.



dem Revier hinaus. Am Abend merkte der Priester, dass die Tiere mehr Milch hatten wie früher; er vermutete, dass sie auf einer anderen Wiese als der gewöhnlichen gegrast hatten, sagte aber nichts, sondern folgte am nächsten Tage seiner Herde von weitem. Plötzlich sah er, dass der Eber auf den Kieros und seine Tiere wütend zukam, um sie zu fressen. Erschrocken schrie er auf. Der Kieros hatte aber sein Schwert bereits aus der Scheide gezogen und hieb auf den Eber los. Eine Zeitlang blieb der Kampf ganz unentschieden. Da rief der Eber ermattet: »Ah! te kishja nje lér! Ach! hätt' ich eine kleine Pfütze!« Und auch der Kieros seufzte: »Ah! te kishja nje te puthur na é bij' é priftit é nje çik vér! Ach! hätt' ich einen Kuss von der Priesterstochter und ein wenig Wein!« Auf das hin rannte der Eber davon, um eine Pfütze zu suchen, in der er sich erfrischen könnte, während der Priester, der des Kieros Worte gehört hatte, mit einem vollen Krug Wein und seiner Tochter herbeieilte. Da nahte auch schon der jetzt erfrischte Eber mit wildem Schnauben, aber auch der Kieros hatte den Wein getrunken und die Priesterstochter geküsst. Gestärkt hieb er so wuchtig auf den Eber los, dass dieser strauchelte, stürzte und nun leicht getötet wurde. Hierauf schnitt ihm der Kieros den Bauch auf und zog aus seinen Eingeweiden die drei Tauben heraus, welche er behutsam in seinen Ranzen steckte.

Unterdessen war die Kutschedra in ihrem Schlosse schwer krank geworden.

Der Kieros kehrte erfreut zum Priester zurück und bat ihn, ihn ziehen zu lassen. Aber dieser wollte ihm erst seine Dankbarkeit beweisen. Er rüstete ihn aus und gab ihm ein Pferd und seine Tochter mit. Vergebens erklärte der Kieros, er könne das Mädchen nicht brauchen, da er schon verlobt wäre. Es half ihm aber nichts. Das Mädchen und der Alte wollten von ihm nicht lassen. So entschloss er sich, es mitzunehmen. Zehn Tage dauerte die Reise, bis sie zum Schlosse der Kutschedra kamen. Diese lag schwer krank im Bette, und als der Kieros mit seinem Ranzen, in dem die drei Tauben waren, hereintrat, wusste sie gleich, wer ihr das Leid angetan hatte. Nun zog er die drei Tauben nacheinander aus dem Sack und tötete sie vor ihren Augen. Vergebens flehte die Kutschedra um Gnade; als die dritte Taube verschied, schloss auch sie die Augen.



Der Kieros liess nun die Tochter des Priesters im Schlosse zurück und führte, nachdem er das schwarze Pferd hatte laufen lassen, das weisse aus dem Stall, setzte sich mit der Prinzessin darauf und ritt in ein fernes Laud zu ihrem Vater. Dort drang man in ihn zu bleiben und trug ihm die Hand der Prinzessin an. Er weigerte sich jedoch, da er schon mit zwei Mädchen verlobt sei. Auf das inständige Bitten der Prinzessin versprach er aber, wiederzukommen. Er kehrte hierauf in das Schloss zurück, wo die Tochter des Priesters auf ihn wartete und ritt mit ihr nach seiner Vaterstadt. Dort stieg er im Han ab und ging verkleidet in sein Elternhaus. Hier sah er, dass man seine Braut zur Dienerin gemacht hatte und sie oft misshandelte. Darüber erbittert, gab er sich seinen Eltern zu erkennen, die über seine Rückkehr überglücklich waren. Aber die Brüder wollten ihn nicht erkennen und ihm keinen Anteil an den Schätzen geben. Da zog der Kieros sein Schwert und drohte ihnen. Als sie sich aber zur Wehr setzten, hieb er sie alle nacheinander nieder. Die Frauen fragte er, ob sie bei ihm bleiben wollten. Aber sie erwiderten ihm: »Schicke uns zu unseren Eltern und gib uns unsern Anteil an den Schätzen der Tschin!« Der Kieros rüstete sie nun alle einzeln fürstlich aus und schickte sie zu ihren Eltern. Er selbst stellte eine prächtige Karawane zusammen und sandte sie in das Land der Prinzessin, um sie abzuholen. Kurze Zeit darauf kam sie, und nun feierte der Kieros Hochzeit. Von nah und fern kamen Gäste, um bei dem dreiwöchigen Feste, das nun folgte, zugegen zu sein. Der Kieros heiratete aber alle drei Mädchen, die er auf seiner Fahrt kennen gelernt hatte, um keinem Unrecht zu tun und weil aller guten Dinge drei sind. E u plaken é u trashguan! Er lebte lange und wurde alt und glücklich. Kaq dita, kaq rreféva, sa désha, kaq ginjéva! So viel wusst' ich, so viel hab' ich erzählt. Wie ich wollte, so hab' ich gelogen![1])

In den vorstehenden Märchen spielt die albanische Mythologie eine Rolle. Es scheint mir deshalb nicht unangebracht, hier in Erweiterung der Notizen o. S. 46 einiges aus dem Volksglauben der Tosken anzufügen.

1. Die Tschin sind Wesen, die bald als Geister, bald als

1) Es ist dies die gebräuchliche Schlussformel albanischer Märchen.



Menschen auftreten. Es gibt männliche und weibliche Tschin, gute und böse und selbst konfessionell verschiedene: mohammedanische, christliche und jüdische. Den Mohammedanern gelten die christlichen für böse und umgekehrt. Die bösesten sind aber die jüdischen. Die Tschin heiraten, haben Kinder und feiern Feste untereinander. Besonders glänzend wird das Fest des Sünnét, der Beschneidung, begangen. Sie haben Könige und Königinnen. Ihr Nahen gibt sich durch das Krachen der Türen und das Zucken der Lichter kund. Gewöhnliche Sterbliche vermögen sie nicht zu sehen; besonders heilige Männer können sie dagegen sogar rufen. In der Nacht und im Sommer, wenn es recht heiss ist, kann man ihr festliches Treiben hören. Es gibt Häuser, die von ihnen ganz eingenommen werden; kein Mensch darf es wagen, in einem derartigen Hause zu wohnen. Die Tschin nehmen auch von Menschen Besitz. Ein von einem Tschin Besessener heisst Schüpläkur oder Schkálur. Wer von einem jüdischem Tschin besessen ist, ist unheilbar. Sonst gibt es verschiedene Mittel, besonders heilige Sprüche, sie zu verjagen. Der Tschin kann in einen fahren, wenn man an einem öden Orte heisses Wasser ausschüttet, ohne vorher »Im Namen Gottes« gesagt oder nach den vier Himmelsrichtungen geblasen zu haben oder wenn man an einer Mauerecke unbewusst auf einen Schatten tritt. Gewöhnlich zieht man sich die Feindschaft der Tschin dadurch zu, dass man auf ihre Kinder tritt, die nicht schnell genug weglaufen können.

2. Ein in eine kurze, dicke, schwarze Schlange verwandelter Tschin ist ein gutes Wesen. Dieses Tier, Bólla genannt, hält sich in den unterirdischen Räumen grosser Häuser auf und bildet den Schutzpatron der Familie. Es nimmt an allem Glück und Unglück der Familie den regsten Anteil. Im Gegensatze zu der weiblichen Bólla ist der in der nämlichen Gestalt erscheinende männliche Bullár ein böser Geist, der verdammt ist, das ganze Jahr blind zu sein. Nur an einem Tage sieht er und wird dann für alle, die ihm begegnen, unheilvoll.

3. Die Kuh bringt manchmal statt eines Kalbes einen Kutschédr (Drachen, weiblich Kutschédra) zur Welt.[1])

1) Vgl. o. S 123. Über den Kutschedraglauben der Gegen vgl. F. Baron Nopcsa, Aus Šala und Klementi 20 f.



Sobald dies geschieht, wird er, bevor er von einem menschlichen Auge gesehen wird, von Geistern mit Ketten in die Lüfte gehoben. Sein Emporsteigen ist stets von einem ausserordentlichen Naturphänomen begleitet.

4. Vom Teufel (Drékji) glaubt man, dass er schöne, gesunde Kinder mit hässlichen, kranken vertausche. Diese essen viel, werden aber nie dick und stecken die Finger immer in den Mund. An einem Gebirgsbache oder Misthaufen könne er aber auf folgende Weise zur Rückgabe des Kindes angegangen werden. Eine Frau, welche den Teufel beschwören kann, nimmt Brot, Käse und Tabak und geht morgens vor Sonnenaufgang mit dem Kinde an einen Gebirgsbach. Am Bache setzt sie sich unter einen Holunderstrauch (Schtog), zieht sich und das Kind nackt aus, hängt das Hemd des Kindes auf und beschwört den Teufel mit folgenden Worten: Ném tendin, é na timin! Nimm mein (Kind) und gib mir dein (Kind)! Dies wiederholt sie dreimal. Darauf zieht sie sich zurück und lässt das Kind allein. Dieses schreit. Nach fünf Minuten kommt sie zurück, zieht das Hemd an und rennt mit dem Kinde davon, ohne zurückzusehen. Dieses Verfahren wird an drei aufeinander folgenden Tagen wiederholt. Zu der Kur am Misthaufen ist die Anwesenheit des Kindes nicht nötig. Die weise Frau gräbt nur sein Hemd mit Brot, Käse und Tabak in den Mist ein und beschwört den Teufel mit dem oben angeführten Spruch an drei Abenden. Findet sie an einem Morgen das Hemd aufgebauscht, so ist das Kind gerettet. Ist das nicht der Fall, so hat der Teufel das seinige nicht geben wollen, und das Kind ist verloren.

5. Das Alpdrücken (Me pllakosi nje hijé) rührt von einer Fee her, die auf dem Kopfe eine mit Gold und Edelsteinen geschmückte Haube trägt. Wenn derjenige, der von ihr gedrückt wird, die Haube berühren kann, so wird er der reichste, mächtigste und glücklichste Mensch der Welt.

6. Donner und Blitz sind die Keule und Peitsche der guten Geister, welche Gott in die Lüfte aussendet, um die Bösen zu verfolgen. Ihr Kampf hat Sturm mit Donner und Blitz zur Folge.

7. Die Erscheinung, dass der Blitz in einzeln stehende hohe Bäume einschlägt und dabei eine Kohlenschichte erzeugt, erklärt sich das Volk auf folgende Weise. Ein Wesen, von dem man keine



Definition geben kann, versteckt seine Jungen in hohen Bäumen. Wird eines von ihnen jahrhundertelang von keinem lebenden Wesen gesehen, so wächst es ins Unendliche und hat den Weltuntergang zur Folge. Wird es jedoch selbst von dem kleinsten Insekt bemerkt, so schlägt unfehlbar der Blitz in den Baum ein und tötet es. Der zurückbleibende Kohlenbelag ist das Fett des getroffenen Tieres, das man sich in einigen Gegenden als Drachen vorstellt.

8. Wenn eine Mondesfinsternis eintritt, so schiesst man, während der Muesin vom Minarett betet, auf das verhüllte Gestirn. Als Grund gibt man hiefür folgendes an. Der Teufel wolle den Mond, diese Gabe Gottes, den Menschen rauben, durch Gebet und Schüsse könne man jedoch den Räuber verjagen, was bis jetzt auch stets gelungen sei.[1])

9. Der Regenbogen (Lülüvér) ist nach der Auffassung unserer Christen der Widerschein von einem Teile des Gurtes, den Gott trägt.

10. Wenn ein Knabe unter dem Regenbogen hindurchgeht, so kommt er auf der andern Seite als Mädchen heraus. Mädchen können auf gleiche Weise Knaben werden.

11. Im Mittelpunkte der Erde lebt ein grosser Ochse. Wenn er wütend wird und sich zu schütteln beginnt, so haben wir Erdbeben.

12. Der Tomór und der Schpirágr waren einst gewaltige Riesen, die einander bekämpft haben. Der Tomór hieb mit dem Schwerte, der Schpirágr schlug mit der Keule drein. Zur Strafe wurden sie von Gott einander gegenüber versteinert. Die Waffen erkennt man noch heute an der Form der Schluchten, der Wunden, die sie sich geschlagen haben.

13. Warum der Februar (Schkurt) der kürzeste Monat ist, wird folgendermassen erklärt. Der Februar war fast seinem Ende nahe, und auf den Almen herrschte das schönste Wetter. Darob erfreut, rief eine Hirtin aus: »Winter! Du bist vorbei, du kannst mir nichts mehr anhaben. Der März kommt, er hat aber keine Kraft, vor ihm fürchte ich mich nicht.« Das erbitterte den März so, dass er seinen Freund Februar bat:

Shkurt im vella,	Februar, du mein Bruder,
Ném dy dit hua,	Leihe mir zwei Tage,
Te thaj plaken,	Dass ich die Alte erfrieren mache
Mé gjith ç' ka!	Mit ihrer ganzen Habe.

1) Denselben Glauben bezeugt für Nordalbanien Baron Nopcsa, Aus Šala und Klementi 21.



Der Februar entsprach der Bitte, und die zwei Tage wurden so kalt, dass die Alte mit ihren Kühen auf der Alm erfror. Deshalb nennt man die kalten Tage zu Anfang März Ftohti plakes, die Kälte der Alten.

14. In der Nacht vom 28. (29.) Februar auf den 1. März geht jedermann in den Hof oder Garten, sucht sich eine Stelle aus, setzt seinen Fuss auf sie und schneidet sie mit einem Messer aus. Am 1. März wird sie in der Frühe einen Fuss tief ausgehoben. Wer in der ausgehobenen Erde ein lebendes Tierchen findet, dem ist das ganze Jahr das Glück hold.

15. Wer am 1. März recht früh aufsteht und dem ihm zuerst Begegnenden zuruft: »Ich habe dir die Hitze — oder eine andere der Sommerplagen, wie Fieber, Wanzen, Flöhe — verkauft«, der bleibt den kommenden Sommer von der verkauften Plage verschont.

16. Am 1. März schlachtet jede Familie im Garten ein Opfer (Kuh, Schaf, Ziege, Huhn oder dgl.) und beschmiert mit dem Blute die Bäume und Reben im Garten und den Eingang des Hauses. Dadurch sichert sie sich den Segen für das ganze Jahr.

17. Kugelfest, unverwundbar ist, wer in einem kleinen am linken Arm mit einem Riemen befestigten Medaillon, Hájmali, heilige Sprüche oder andere Zaubermittel trägt und schwört, sie nie abzulegen.

18. Knistert das Feuer vor jemand, so sprechen seine Feinde von ihm.

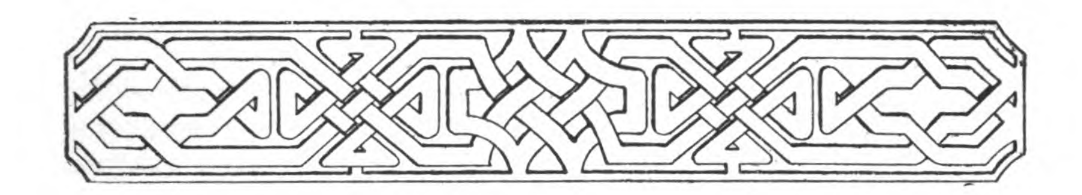
19. Bilden sich am Rande der Kerze kleine Spitzen, so kommen Gäste ins Haus.

20. Rötet sich das rechte Ohr, so spricht man Gutes von dir, Schlechtes, wenn das linke rot wird.

21. Summt ein Ohr, so bekommt man eine Nachricht. Ebenso, wenn ein Rabe krächzt; man sagt in letzterem Falle gleich: »Ti é zéz, habér' i bardh! Du bist schwarz, bring weisse Kunde!«

Das sind meine Notizen aus dem Kreise der grossen und kleinen Kinder in Tzalóschnje. Beim Erzählen und Lauschen vergassen wir ganz den Regen, der unaufhörlich niederprasselte und für den nächsten Tag schlimme Aussichten eröffnete.





V. Von Tzaloschnje längs der Tomoritza nach Dardha.

Als ich mich am 10. Oktober von meinem Feldbette erhob, graute kaum der Morgen. Ein so eisig kalter Wind drang durch die Fenster und Türen ein, dass es mich auch unter den dicken Decken nicht mehr litt. Es kam mir vor, als hätte ich die ganze Nacht im Freien geschlafen. Und wie mir, so war es auch meinen Leuten ergangen. Nun sassen wir an dem lodernden Herde in trüber Stimmung. Der Regen rann ungeschwächt, und durch die engen Fenster drang das Brausen der angeschwollenen Bäche und das Toben der Tomorítza. Stunde um Stunde die gleiche Musik. Es ging schon auf die 9. Stunde, und der Weg nach unserem nächsten Ziele, Dardha, betrug 35 *km*. Wir mussten aufbrechen. Zur Stärkung liess uns der Hausherr noch eine warme Trahaná bereiten, eine dicke, mit Käse und Öl bereitete Suppe, deren Hauptbestandteil ein aus Weizenmehl und saurer Milch gemachter, an der Sonne getrockneter und dann zerbröckelter Teig bildet, ein Gericht, das besonders in kalten Gegenden zum Frühstück genossen wird. Die Frauen beeilten sich mit dem Imbiss; nach kurzer Zeit brachten zwei bis an die Zähne bewaffnete, schmutzige Gesellen eine schwere, leere Holzschale herein und stellten sie in den Kreis der hockenden Leute nieder. Mir wurde eine besondere Ehrung zuteil. Der Hausherr brachte meinen Anteil höchsteigenhändig in einem mit einem Deckel zugedeckten Topfe, dessen Anblick mir die



Sprache benahm. Bevor ich etwas sagen konnte, sprach mein Gastfreund freudig lächelnd: »Herr! Es möge dir gut gehen! Meine Kinder haben die Speise bereitet, und diesen schönen Topf habe ich selbst dir zu Ehren füllen lassen«, und setzte ein schön gezeichnetes — Nachtgeschirr vor mich hin. Ich musste stark an mich halten, um nicht samt meinen Begleitern hell aufzulachen. Der arme Mann hatte mit soviel Ernst und Aufrichtigkeit gesprochen, dass ich ihn mit aller Rücksicht auf die ursprüngliche Bestimmung des Gefässes aufmerksam machte. Er war verzweifelt über die Umwertung des Prunkstückes seines Tafelservises. Er beteuerte, dass es in seinem Hause nie aus dem Schranke gekommen sei, seitdem er es von einem griechischen Segelschiffkapitän an der Mündung des Sémani erstanden habe, und schwur die heiligsten Schwüre, dem Missetäter einen Denkzettel zukommen zu lassen, den dieser nie vergessen werde. Dann ergriff er den Topf und schleuderte ihn mit der Trahaná in die rauschende Tomorítza. Um ein Stück europäischer Kultur war Albanien ärmer. Wir hatten jedoch keine Zeit, darüber nachzudenken, denn es war schon 10 Uhr und unser Weg nach Dardha mass, wie erwähnt nicht, weniger als 35 *km* auf den denkbar schlechtesten Gebirgspfaden.

Bald sassen wir im Sattel. Da Schefík Bei mit den Seinen nach Kapinówa zurückkehrte, war heute unsere Karawane kleiner. Der Weg führte die stark angeschwollene Tomorítza entlang (vgl. Fig. 20) nach Norden, zunächst nach dem Orte Suhaját und dann nach Dawíd, wo wir die Schlucht des Baches von Kulmák kreuzten. Die sanften, aber durch tiefe Schluchten gegliederten Höhen sind hier mit jungem, von viel Unterholz durchsetztem Laubwald bedeckt; wir mussten absteigen und uns durch das Dickicht den Weg bahnen. Wildschweine, Rehe und besonders viele Füchse kommen in diesen für sie günstigen Revieren ungemein häufig vor.

Beim Dorfe Gradétz, das aus einer Anzahl mitten in niedlichen Gärten gebauter Häuser besteht, lief uns eine Menge halbnackter Kinder entgegen, die grosse Körbe frischer Walnüsse trugen. Die hiesigen Nüsse sind ziemlich gross und sehr wohlschmeckend und bilden den einzigen Exportartikel der Dörfer auf



der Ostabdachung des Tomór. Die Bäume gedeihen oft in ausgedehnten Beständen wild im Walde. Eine rationelle Pflege und eine sachkundige Ausfuhr würden für die Gegend eine Quelle des Reichtums sein, ebenso wie die Weidegründe, die mehrere hunderttausende Schafe und Rinder ernähren könnten, und der gewaltige Holzreichtum, für den die Tomorítza und der Lúmi Berátit mit geringen Kosten sich zu trefflichen Exportwegen herrichten liessen. Dazu ist das Klima verhältnismässig mild; im Winter sinkt die Temperatur fast nie unter 10° R. Trotz dieser Naturgaben habe ich hier die ärmste, weil indolenteste Bevölkerung gefunden. Die Dörfer liegen weit auseinander und sind klein. Und die Männer ziehen lieber in die Fremde; zumeist sind sie in den grösseren Städten des Reiches als Strassenpflasterer beschäftigt. Der Wert der Mais- und Getreideernte der wohlhabendsten Dörfer übersteigt nicht 100 Kiasse (1000 Kronen). Die Sicherheit lässt hier viel zu wünschen übrig.

Vor Schbitán wird der Wald höher und lichter. Das Gehänge ist von tiefen, vom Wasser völlig kahl gewaschenen Schluchten scharf durchschnitten. Wir ritten an ihrem Rande unter den Bäumen wie in einem Laubgange. Die Hunde stöberten im Walde herum. Plötzlich drang ein ohrenbetäubendes Gebell zu uns; wir postierten uns rasch, um das allenfalls hervorbrechende Wild zu erwarten. Und in der Tat sprangen aus einem Dickicht, von den Hunden hart bedrängt, mehrere Wölfe heraus. In ihrer Verwirrung konnten sie sich nicht anders helfen, als dass sie geradeaus in die Schlucht, an der wir standen, stürmten, um auf der andern Seite in den Wald zu flüchten. Als sie sich jedoch auf der gegenüberliegenden Wand hinaufmühten, erreichten sie unsere Kugeln. Unser Standplatz war zur Entwicklung einer längeren Schützenkette leider nicht geeignet, und ausserdem waren nur wenige Schützen zur Stelle — ein Teil der Karawane marschierte voraus — so dass es einem Teil des Rudels gelang, sich in den Wald zu retten, wo ihn die Hunde noch eine Zeitlang verfolgten. Auf der Sohle der Schlucht fanden wir drei Wölfe verendet.

Als wir den Waldrand erreichten, war der Himmel bis auf vereinzelte Wolken über den Bergen von Kaporrík, Trak



und Kríhri klar. Die Sonne schien hell und warm auf die frischen Almen der umliegenden Höhen und die trüben Fluten der Tomorítza. Am jenseitigen Ufer des Flusses lag der kleine Ort Zriz: Einige kleinere Steingebäude mit einem ungeheuer langen, stallartigen Gebäude in der Mitte. Es war der Han von Zriz. Dass der Handschi zugleich Krämer war, bezeugten die an den kleinen Fenstern ausgehängten grossen und kleinen, in allen möglichen Farben prangenden Tücher und Stoffe. Der Regen war in den Laden gedrungen, und nun trocknete der praktische Mann seine Ware für den nächsten Markttag. Derartige Krämer, Dükandschi, finden sich fast in allen Dörfern Albaniens und bereichern sich auf Kosten der Bevölkerung, dabei heucheln sie Uneigennützigkeit und Barmherzigkeit und klagen über schlechten Geschäftsgang. Diese Kramläden sind auch Zeitungen für das flache Land. Der vorübergehende Saptie erzählt für eine Tasse schwarzen Kaffee, lieber noch für ein Gläschen Raki, was der Müdir verordnet, wie der Kadi geurteilt hat, wann ein neuer Pascha nach Janína oder Monastír kommen werde. Ein ausruhender Derwisch oder Kiradschi (Frächter) berichtet für eine Handvoll Tabak alles, was sich von der Adria bis Stambul ereignet haben könnte. Man unterhält sich dabei, wenn auch der Dükandschi nicht alles glaubt, denn er kennt den Lauf der Welt und die Zunge der Menschen wie die eigene, die auch unter zwei kleine Wahrheiten vier grosse Übertreibungen zu mischen pflegt.

In Zriz will man wissen, dass der ehrenwerte Dükandschi und Handschi in einer Person trotzdem von den Erträgnissen seiner Geschäfte nicht leben könnte, wenn er nicht im Nebenamte der Agent des Müdirs von Zriz wäre, durch den dieser alles Neue und Wichtige erfahre, was in seinem Bezirke vorgeht, insoweit dies die infolge eines Bakschisches oder einer Steuerbegünstigung überall dienstbefliessene Privatpolizei nicht zu leisten vermag. Hat die Bevölkerung aber wirklich etwas vor, denkt sie z. B. an einen rentablen Raubzug, so weiss sie in den Hütten und auf dem Markte so still zu reden, dass weder der Müdir noch dessen Dükandschi etwas erfährt.

Für die Obrigkeit haben die Krämer aber auch noch eine



andere Bedeutung: Sie leihen und kreditieren den Beamten und auch den „besseren" Leuten der Umgebung mit einem ganz unglaublichen Gewinn, wenn der Gehalt monate-, auch jahrelang ausbleibt oder die Ernte versagt hat.

Wir durchfurteten angesichts des Ortes die reissende Tomorítza und zogen durch das mit Geröll angefüllte Bett des Baches, welcher Zriz in zwei Hälften teilt, vor das Amtsgebäude, Hükümet, des Müdirs, wo wir unter wunderschönen Fichten eine kurze Rast hielten. Der Sitz des Müdirs und auch des Gerichtes war früher das eine halbe Stunde östlich liegende Dorf Tomorítza; da es jedoch von der Verkehrsroute ein wenig abseits liegt, besonders aber weil in Zriz seit alters her an jedem Donnerstag ein stark besuchter Markt abgehalten wird, hat die Regierung die Behörden nach Zriz verlegt.

Der Müdir war auf einer Rundreise durch seinen Verwaltungssprengel, die Nahíje, begriffen. An seiner Statt empfing uns der Mufti von Tomorítza. Der gute Mann hatte jedoch keine allzu hohen Begriffe von der Höflichkeit, denn er herrschte mich gleich nach dem Wer, Woher und Wohin an. Als ich ihm sagte, ich sei eigens soweit gekommen, damit er mich so artig ausfragen könnte, blieb er erst ein wenig verdutzt stehen, zog sich dann brummend zurück und umkreiste uns in respektabler Entfernung, seine schäbigen Pantoffeln nachschleifend. Die ganze Gegend ist wenig gastfreundlich. Sie gehört nicht nur zu den ärmsten, sondern auch zu den in jeder Hinsicht verrufensten Albaniens. Wir hielten uns nicht lange auf, sondern setzten uns, nachdem meine Leute aus dem mit Raki reich versehenen Laden des Dükandschi mit Mühe herausgefischt worden waren, wieder in Bewegung.

Unsere Karawane teilte sich wiederum in zwei Teile. Die Lasttierkolonne folgte der Tomorítza nach Norden, während ich zunächst auf das nahezu 600 *m* hohe Plateau stieg, auf dem das Dorf Tomorítza steht, über das der Weg von Berát nach Kórtscha führt. Die Abhänge sind nur mit Buschwald bestockt; der Hochwald ist auf dieser Seite des Gebirges infolge der vielen Dörfer auf dem Plateau verschwunden. Durch die schwer gangbare Schlucht eines Torrente erreichten wir die sanft

ansteigende, im schönsten Grün prangende Hochfläche und die ersten Hütten des Dorfes, einer armseligen Ansammlung von Wohnstätten, die im krassesten Widerspruche steht zu der paradisischen Landschaft. Dass der Ort, wie oben vermerkt wurde, früher eine zentralere Bedeutung hatte, bezeugen das verfallene Regierungsgebäude und einige aufgelassene Magazine. Da uns allzu viele Neugierige zu umstellen begannen, hielten wir keinen Augenblick an, sondern ritten über magere Maisfelder und ausgedehnte Weiden westwärts nach Ziépa, einem einschichtigen Meierhof, bei dem der Weg nach Berát läuft. Diesem folgten wir dann in das Tal der Tomorítza.

Ich hatte den eben beschriebenen Umweg von drei Stunden gewählt, weil ich gehofft hatte, etwas Beachtenswertes zu erkunden. Es blieb aber bei der Vervollständigung des allgemeinen Überblicks über das weite Becken der Tomorítza, der alle Gewässer von den Kämmen des Tomór, des Bófnia-Gebirges, des Trak und des Gur' i prer tributär sind. In der Bodenplastik und Flora sowie in der Tracht und in manchen Gebräuchen der Bevölkerung kann man östlich des Flusses kleine Abweichungen wahrnehmen.

Auf dem Abstiege zur Tomorítza bemerkte ich im Norden, in der Nähe des Dorfes Dobréni eine grössere Häuseransammlung. Es war Tékkije, ein weit und breit verehrtes und, wie man mir sagte, ziemlich wohlhabendes Kloster der Sekte der Bektáschi, zu der sich hier die Bevölkerung ausschliesslich bekennt. Im Osten sah ich im Kamme des Gur' i prer einen tiefen Passeinschnitt. Auf seiner engsten Stelle befindet sich ein gewaltiger, auf fast 20 *km* Entfernung wahrnehmbarer würfelförmiger Stein. Die Sage erzählt, dass er vom Himmel gefallen sei, um nach allen Weltrichtungen zu verkünden, dass Friede und Segen von diesen Ländern gewichen seien. Ob der Block ein Meteorit ist, muss dahin gestellt bleiben; seine dunkle Farbe inmitten der Kalkfelsen und die Beschreibungen der Leute, die ihn gesehen haben, scheinen dafür zu sprechen.

Am Ufer der Tomorítza harrten unser bereits seit langem die Lasttiere, geschützt vor der drückenden Hitze, die uns hart zugesetzt hatte und die Regen befürchten liess. Die Spitzen der Berge im Osten und Süden waren denn auch schon ganz bewölkt.



Nur die Nordspitze des Tomór glänzte frei von Hüllen in ihrer ganzen Majestät ins Tal herab Sie ragte wild gezackt und fast schlank, oft blendend weiss und dann wieder grau in die Lüfte, rings umschlossen von einem Kranz weiter Tannen- nnd Fichtenwälder. Weiter unten, in den Laubforsten wechselten tausend Farben und Nuancen von mattem Grün bis zum Feuerrot. Der Herbst hatte seinen Malkasten aufgetan. Dazwischen liebliche Almen und starr eingeschnittene Schluchten. Ich konnte mich an dem prachtvollen Bilde nicht satt sehen. Die Natur hat in diesem Winkel albanischer Erde eine Fülle jugendlicher Kraft entfaltet, wie man sie nicht häufig antrifft.

Unterhalb des Dorfes Oschtín verliessen wir das Tal der Tomorítza in westlicher Richtung. Der Weg stieg auf blank gewaschenen Tonschieferschichten bequem, wie auf einem Parkettboden, an. Bei dem Orte Trówa zeigte man mir in einer tiefen Schlucht die Stelle, wo der berühmte Räuberhauptmann Scháscho Grgjówa sich vor zehn Jahren mit sieben Gefährten durch 400 Soldaten, die ihn umkreist hatten, durchgeschlagen hatte. Noch heute schweifen die Genossen und Nachkommen dieser Buschhelden in den Gebirgen herum, »aber das Handwerk hat,« sagte ernst und traurig mein Tschausch Hüssní, ein Neffe des Scháscho, »den alten Glanz verloren. Es ist allgemein geworden! Wozu braucht man heute in den Bergen herumzulaufen, wenn man zu Hause sitzend dasselbe tun kann?« Und nun erging sich der Hüter des Gesetzes in begeisterten Lobreden auf seinen ehrenwerten Oheim und sang ihm und dessen Sippschaft zu Ehren Lied auf Lied.

Wir waren der Passhöhe nahe gekommen, über welche die Strasse nach Dardha führt. Im Norden wurden der ferne bewaldete, giebelartige Mál' i Schpátit und die Höhen von Juranischta und Wrtschan sichtbar. In diesen unwirtlichen Gebirgen mit ihren Urwäldern, die zum Teil noch kein Mensch betreten hat, hatte ich fast den ganzen Juni verbracht. Dass es mit der dortigen Jdylle nun auch anders geworden war, überzeugte uns in empfindlicher Weise ein eisiger Wind, der von dorther blies. Dazu überschüttete uns ein durchdringender feiner Regen.

Auf der Passhöhe, die wir auf Kehren zwischen kahlen



Schluchten erstiegen, steht ein graues, aus Steinplatten roh aufgeführtes Gebäude. Es ist ein Tabór, ein Wachthaus, welches diesen Teil der Strasse Berát-Kórtscha zu sichern hat. Vor dem Tabor sah ich zu unserer Rechten eine Anzahl pyramidenförmiger Steinhaufen; ihnen gegenüber stehen zwei isolierte uralte Tannen. Da ich wusste, dass in Albanien solche Male eine tragische Bedeutung haben, wandte ich mich an Tschausch Hüssní um Aufklärung. Dieser war sinnend, mit hängendem Kopf dahingeritten, denn er wurde traurig und nachdenklich, wenn er nicht sprechen, singen oder uns eine seiner Mordsgeschichten vorlügen konnte. Er war nun überglücklich, in einem Lieblingsthema seiner Zunge freien Lauf gestatten zu dürfen. Ich machte ihn jedoch aufmerksam, dass ich heute nicht in der Stimmung wäre, eine seiner märchenhaften Erzählungen anzuhören, die er gewöhnlich mit den Worten schloss »Es war und es war nicht». Er erwiderte darauf ernst: »Möge ich nicht heil ankommen, Herr, an dem schwarzen Tage, an dem die Geschichte unwahr wird, die ich dir erzählen will« und hob an: »Schâscho Grgjówa, von dem wir schon heute sprachen, war ein berühmter und rechtschaffener Räuberhauptmann, dessen Familie ich — wir übergehen hier die von Hüssni vorgetragene genealogische Begründung — angehöre. Schascho hatte unter seinen Genossen einen tapferen walachischen Jungen namens Stério, dem seine Liebe viel Pein verursachte, denn die Eltern seiner Auserwählten, wohlhabende Walachen in Woskopój, wollten ihre Tochter nicht einem Räuber vermählen. Schascho beschloss seinem Freunde zu helfen. Er drang nachts in das Haus der Hartherzigen ein, raubte das Mädchen und brachte es in die Hütte des Freundes. Dieser vermochte sich aber, da ihn Schascho wieder verliess, gegen seine Schwiegereltern wider Willen nicht zu behaupten; er wurde vielmehr den Behörden in Kórtscha übergeben, und die Frau wanderte ins Elternhaus zurück. Daraufhin beschloss Schascho, die Angelegenheit dauernd zu ordnen. Er liess nach Woskopój sagen, man möge den jungen Mann aus dem Gefängnisse befreien, ihm seine Frau zurückgeben und ihn ausserdem für die vielen Widerwärtigkeiten durch eine grosse Geldsumme entschädigen, widrigenfalls das alte Paar seine volle Feindschaft auf sich laden würde. Man kam aber dem Befehle



nicht nur nicht nach, sondern brachte die Sache zur Kenntnis der Behörden, und der Walache liess Schascho zum Trotze Karawanen unter militärischem Schutze nach Berát ziehen. Schascho geduldete sich, bis der Schwiegervater seines Freundes mit einer besonders reichen Warenladung des Weges kam. Hier, auf dieser Stelle, Herr, wo die Steinhaufen rechter Hand stehen, griff er die Karawane mit nur 10 Genossen an, tötete 17 Suwari und Kiradschi[1]) sowie 8 Maultiere und entführte den alten Mann in das Gebirge. Und als Bedingung der Freigabe dekretierte er, dass man ihm seinen noch immer gefangen gehaltenen Freund Stério, dessen Braut und tausend Goldstücke übersende. Man ging darauf ein. Dort, wo jetzt die beiden Tannen stehen, wurde dem jungen Paare ein grosses Hochzeitsfest veranstaltet, an dem alle Freunde und auch die Wache des Tabor teilnahmen. Zum Andenken an diesen Tag fällte Schascho alle Bäume und liess nur die zwei Tannen stehen. Durch diese Tat erwarb sich Schascho grossen Ruhm und viele Freunde. Stério zog mit seiner Frau dankbaren Herzens in sein Dorf und lebte dort in Wohlhabenheit und mit vielen Kindern beschenkt viele glückliche Jahre. Und das Paar lebt noch heute, wenn es nicht gestorben ist». Mit dieser bei Erzählungen gewöhnlichen Endformel schloss Hüssní seine Geschichte. Als ich ihm meine Zufriedenheit aussprach, fügte er lustig hinzu: »Du siehst, es gibt keinen Streit ohne das Weib, wie schon unser altes Sprichwort sagt«.

Der Regenguss hatte an Heftigkeit zugenommen; wir waren froh, als wir bei dem Tabór anlangten. Er liegt auf einer kleinen Anhöhe abseits vom Wege und war damals mit zwei zerlumpten Saptie besetzt. Erst nach langem energischen Klopfen an der starken Eichentür antwortete man uns vom obern Stock mit einem unartikulierten Grunzen; dann hörten wir jemand die Stiege herunterpoltern, worauf das Tor geöffnet wurde. Ich trat ein, aber ein intensiver Rauch- und Knoblauchgeruch, der aus einem dunklen Raume entgegenströmte, liess mich geradezu zurückprallen. Eine halsbrecherische Stiege führte in die erste Etage. Oben sassen neben einem russbedeckten Herde zwei wenig Vertrauen erweckende Gesellen und putzten ihre Gewehre. Durch

1) Berittene Gendarmen und Frächter.

einige Schiessscharten wurde der Raum matt erhellt. Ich stieg wieder rasch hinunter und zog es vor, im Regen zu rasten, der glücklicherweise nachzulassen begann. Unter dem Schutze eines Dachvorsprunges verzehrte ich mein verspätetes Mittagbrot.

Während wir da sassen, kam eine Karawane nach der andern vorbei: Walachen mit schönen Frauen aus Woskopój sowie den Dörfern um Walóna und der Müsekié (vgl. Fig. 21 u. 22), Kaufleute aus Berát, Maurer aus Opár[1]), die an die Küste zogen, Hirten aus der Arbrié, die mit ihren Schafherden von den Hochweiden von Dúschari zurückkehrten und berüchtigte, raublustige Gesellen aus dem nahen Sulówa-Gebiete. Im Verlaufe von kaum einer Stunde konnte man einen guten Überblick über die Ethnographie und Nationalökonomie Mittelalbaniens erhalten, und bei besserem Wetter wäre ein reiches Material für unsere Kostümkunde zu gewinnen gewesen, denn infolge der Abgeschlossenheit der einzelnen Talschaften hat sich noch eine Menge wohlausgeprägter lokaler Trachten erhalten. Wäre die Armut nicht so gross, so wären sie im höchsten Grade malerisch. In den Städten ist das Nationalkostüm einheitlicher und von prächtiger Ausführung, doch macht sich hier der abendländische Einfluss in der unsinnigsten und abstossendsten Weise geltend. Zur albanischenFustanella trägt man nicht selten einen Pariser Überzieher.

Kostüme können nur bei Vorlage von Bildern veranschaulicht werden. Wir verschieben also ihre Darstellung bis zur möglichst vollständigen Aufsammlung des illustrativen Materials. Hier möchte ich nur einige Bemerkungen über die Haartracht machen. Die Albanier rasieren in der Regel den ganzen Rand des Haupthaares etwa drei Finger breit ringsherum ab und lassen den Rest, besonders auf dem Hinterkopfe, wachsen. Es ist die umgekehrte Tonsur der katholischen Geistlichkeit. Das Haar des Hinterkopfes wächst sich zu einer langen Locke, dem Pertschín, aus. Sie wird nie zu einem Zopfe geflochten, sondern fällt entweder frei herab oder wird unter die Kopfbedeckung gesteckt. Ich habe oft gefragt, was die Skalplocke zu bedeuten habe; zur Antwort erhielt ich stets: „Um dem Feinde im Kampfe das Kopfabschneiden zu erleichtern, damit unsere Köpfe nicht wie bei

1) Vgl. o. S. 56.

einem Hammel abgeschlagen werden. Der Kopf wird beim Pertschín gefasst". Von der allgemeinen Frisur gibt es Ausnahmen. So rasiert man in dem Gebirgslande der Arbrié den Vorderkopf von einem Ohr zum andern und lässt das Haar am Hinterkopf wachsen.

Da im Tabór nicht übernachtet werden konnte, sandten, wir einen Mann nach Dardha als Quartiermacher voraus. Von dem Wachthause genossen wir noch, nachdem der Regenschleier gefallen war, gegen Norden zu einen reizenden Ausblick auf die Landschaft Sulówa, ein unabsehbar sich dehnendes Hügelland mit abgerundeten Kegeln, sanften Hängen und lieblichen Tälern. Ein scharfer Kontrast zu den Felsengegenden, die wir durchwandert hatten.

Ein enger Steig führte uns vom Tabór zu einer alten Brücke in einer tiefen Schlucht hinab, die den Pass von Dardha von dem übrigen Teile des Gebirges trennt. Auf der Sohle ist der Saumweg recht ungemütlich: An der Talwand mit überhängenden Felsblöcken ist der Pfad an manchen Stellen kaum etwas mehr als eine Spanne breit in das vom tosenden Bache ausgewaschene Gestein gehauen und dazu noch mit Schutthalden überschüttet. Das kluge albanische Pferd überwindet indes solche Hindernisse leicht. Es streckt, wie auf dem Boden suchend, den Kopf vor und tastet mit den Vorderfüssen um so vorsichtiger, je gefährlicher der Weg ist. Wenn es strauchelt, so ist immer eine übertriebene Vorsicht des Reiters daran schuld. Der Albanier lässt daher seinem Pferde die Zügel ganz nach. Dagegen kommt es vor, dass dasselbe Pferd auf der Heerstrasse stolpert, wenn es schläfrig, ohne Anspannung seiner Kräfte einhergeht.

Nach etwa einer Stunde änderte sich plötzlich der Weg. Wir betraten eine 6 *m* breite Strasse mit festem Unterbau, die beiderseits von dichten Eichen- und Fichtenwäldern gesäumt wird. Wer hat die Chaussee gebaut? Niemand vermochte mir eine bestimmte Antwort zu geben. Sie ist offenbar der Rest einer alten Strasse, die sich so wunderbar erhalten hat, da sie dort einen guten natürlichen Untergrund hatte. Vielleicht stammt sie noch aus der römischen Zeit. Eine Stunde ritten wir auf ihr im Schatten mächtiger Bäume. Zu unserer Rechten dehnten sich tief unter uns die Hügel von Sulówa, und wohin das Auge sah, überall erblickte es grosse, prächtige Wälder. Elend wurde wieder der

Weg, als wir nach Dardha hinabstiegen. Man musste absitzen. Wir passierten das mit Geröll angefüllte, nun trockene Bett eines Wildbaches, an dem die wenigen armseligen, mit vereinzelten Nussbäumen besetzten Äcker des Dorfes liegen. Weiter unten kamen wir an zwei ausgedörrten Weingärten vorbei. Anziehender wurde es an einer kleinen Quelle, die, von immergrünen Sträuchern umkränzt, in einer romantischen Mulde aus einem Felsen silberklar entspringt und rasch dem Tale zufliesst. Da waren die wenigen Haustiere versammelt, während die Hirten um den Vortritt ihre Tiere stritten. Lachende, singende und schreiende halbnackte Kinder wälzten sich abseits im Rasen. Das kleine Volk stob auseinander, als wir raschen Schrittes dem Wasser zueilten, um unsere ermüdeten Pferde zu tränken, sammelte sich jedoch neugierig alsbald wieder und wurde nach einigen Augenblicken fast übermässig zudringlich.

Dardha besteht nur aus zehn, aus Steinen roh aufgeführten Hütten, die im Halbrund um zwei mächtige, in der Mitte einer Rasenfläche stehende Platanen liegen. Auf dem Platze standen vier oder fünf zerlumpte Kerle in einer Haltung, die an das Gewehrpräsentieren der Soldaten erinnern konnte. Neben ihnen hatte sich wie ein Fragezeichen ein langer, hagerer Mann mit einem weissen Tuch am Kopfe und einem weissen Schirm in der Hand postiert. Hüssni, unser Tschausch, belehrte mich, dass dies der Müdir von Tomorítza sei. Während ich ganz nachlässig als vierter in unserer Gänsemarschlinie ritt, überholte mich ein junger Hodscha aus Berat, der seine heilige Kleidung mit einem fränkischen Jagdkostüm vertauscht hatte. Plötzlich ging der weisse Schirm des Müdirs in die Höhe, die Similisoldaten versuchten zu präsentieren, und unser Hodscha dankte herablassend für die Ehrenbezeigung. In der Mitte des Platzes umringte man ihn; ein jeder suchte dem fein angezogenen Herrn vom Pferde zu helfen. Erst als ich dem Müdir vorgestellt wurde, erkannte man den Fehler, doch wurde ich auch weiterhin angesichts meines derangierten Äussern misstrauisch betrachtet.

Ein Gang durch das Dorf zeigte, dass in den Hütten nicht genächtigt werden konnte. Die eine war feuchter und schmutziger als die andere. Ich beschloss mein Zelt zu benützen. In einer

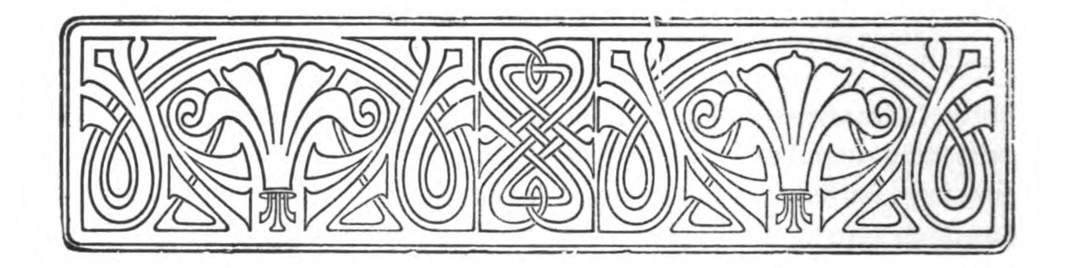


halben Stunde stand unser stattliches Nachtquartier (vgl. Fig. 23) mitten auf dem Dorfplatze. Der Müdir, der sich erst wichtig zu machen versucht hatte, uns aber bei jeder Bewegung im Wege gestanden war, zog sich entrüstet zurück, als er Iljás Bei und mich für die Umgrenzung des Zeltes Steine tragen sah. Das war ein grober Verstoss gegen den türkischen Begriff von Herrensitte, und er schien mit Leuten, die so wenig Feingefühl hatten, nichts mehr zu tun haben zu wollen.

Die Diener hatten mittlerweile die Pferde versorgt und einige Hämmel von den Dorfbewohnern mit Mühe und Not für schweres Geld erstanden. Nun stak der Braten am Spiess, und wir lagerten um zwei mächtige Feuer, die in der Nähe des Zeltes loderten. Ich liess den Subásch (Vorsteher) des Dorfes rufen, um den Reiseplan für den nächsten Tag zu bestimmen. Er war ein ziemlich unsympathischer Mensch und, wie alle Dorfbewohner, sehr misstrauisch, weil ich, wie auch das schauderhafte Türkisch, zu dem er sich zwang, zeigte, für einen der hier gewöhnlich durchreisenden Beamten gehalten wurde. Als sich jedoch der Müdir von uns entfernte und ich den Leuten Zigaretten und Raki geben liess, brach sich das Eis. Man beklagte sich bitter darüber, dass der Müdir, weil er mit dem Steuerpächter im Einvernehmen stünde, schon zweimal die Steuern eingehoben habe. Dies täte er aber nur hier, denn Sulówa und die andern Berglandschaften kümmerten sich wenig um ihn. Man bat mich inständig, diesen Missbrauch der Amtsgewalt den Zentralbehörden in der Hauptstadt zur Kenntnis zu bringen. Die Anklage war schwer, aber anderseits auch das Vorgehen des Müdirs erklärlich. Vor sieben Jahren war er, wie er mir selbst erzählte, aus Erzerum, ohne der Landessprache mächtig zu sein und die europäischen Verhältnisse zu kennen, nach Tomorítza versetzt worden und bezog einen Monatsgehalt von 750 Piastern, mit dem er auch Frau und Kinder zu erhalten hatte, die er in der Heimat hatte zurücklassen müssen. In diesen 7 Jahren hatte er 39 Monate keinen Gehalt bekommen; diese Summe war ihm die Regierung noch schuldig! Bei solchen Zuständen muss die Moral ein Leck bekommen.

Auf Grund der Aufklärungen des Subasch gab ich die Anordnungen für den nächsten Tag und zog mich in das Zelt auf mein Kautschukbett zurück.





VI. Von Dardha auf die Nordspitze des Tomor und über Karkanjos nach Berat.

Am 11. Oktober 1906 herrschte noch tiefe Finsternis, als ich aus dem Zelte trat. Auf den Feuerplätzen glühten noch einige Holzklötze. Um sie herum lagen, aneinander gedrängt, meine Leute in Gruppen. Auch den Hunden musste es bei der grossen Kälte, die mich genötigt hatte, alle meine Reisekleider aufeinander anzuziehen, schlecht ergangen sein, denn kein Laut liess sich vernehmen, als ich durch das Lager ging. Das Thermometer zeigte 2° R unter Null, doch versprach die niedrige Temperatur im Verein mit dem intensiven Leuchten der Sterne ein schönes, klares Wetter, dessen wir für die heutige Tour, die Besteigung der Nordspitze des T o m ó r, bedurften.

Allmählich begann es zu dämmern. Leichte Nebel stiegen aus den tiefer liegenden Schluchten auf, und der Himmel nahm eine silbergraue Färbung an, während die Sterne verschwanden. Meine Leute wachten auf, rieben sich den Schlaf aus den Augen und sahen nach den Tieren. Drei Mann waren erkrankt; ich gab ihnen Chinin und riet ihnen, sich den Tag über nicht übermässig anzustrengen. Sie blieben bei dem Teil der Karawane, der erst später aufbrechen und mich am Bache Z á l l i T o m ó r i t erwarten sollte. Ich selbst brach um halb sechs mit 13 Mann und 7 Pferden auf, da beschlossen worden war, etwa eine Stunde weit zu reiten, um die Kräfte für den Aufstieg zu schonen.



Wir gingen zunächst bis zu der Quelle zurück, an der wir gestern unsere Pferde getränkt hatten, und wandten uns dann dem Gehänge zu. Das Gras und die Sträucher waren mit starkem Reif bedeckt. Zu unserer Linken dehnten sich grüne Almen aus, von kleinen Bächen genetzt, die aus dem Walde sprudelten. Die Vegetation ist auf dem Nordteile des Tomór eine viel reichere als im Süden, der auch landschaftlich zurücksteht. Ein starkes Schwirren zu unserer Seite hemmte einen Moment unsere Schritte; die Hunde hatten eine ganze Kette prächtiger Rebhühner aufgescheucht, die nun den höheren Regionen des Gebirges zuflogen. Der Weg führte in einen hochstämmigen, bereits prächtig gefärbten Buchenwald; der Boden war hier so stark gefroren, dass ich auf ihm mit meinem eisenbeschlagenen Stock wie auf Felsen keinen Halt finden konnte. An einer Weggabelung machten wir halt. Die Pferde und auch die Hunde, die uns lästig geworden waren, wurden mit zwei Dienern nach Dárdha zurückgesendet. Nach einigen hundert Schritten wurde der Wald lichter; mit Laubholz wechselten Fichten und Föhren. Der Boden begann steiniger zu werden; stellenweise war er mit Geröll ganz bedeckt. Dann betraten wir auf einer Stufe eine beiderseits von hohen Felsen abgeschlossene, mit einzelnen Baumgruppen besetzte Lichtung. Wir rasteten eine Weile, da in dieser Jahreszeit und besonders zu so früher Stunde hier Gemsen äsen sollten. Eine tiefe, feierliche Stille herrschte auf dem weltfernen Plan. Kleine Nebelballen zogen tief unten im Tal; ein rötlicher Schimmer säumte dem Horizont, während sich im Nordosten über die Bergspitzen schon ein purpurner Streifen legte. Um uns erhoben sich majestätisch die mächtigen Zinnen des Tomór, durch wild zerrissene Schluchten und terrassenförmig übereinander liegende Becken getrennt. Der Wald wogte unter dem leichten Drucke des frischen Morgenwindes. Mitten in dieser Harmonie reckte sich uns gegenüber eine gewaltige Bergwand mit toten Riesenbäumen empor. Es ist dies ein Teil des Waldkomplexes, der vor etwa zehn Jahren während eines Gefechtes des Militärs mit der Räuberbande des Scháscho Grgjówa[1]) Feuer gefangen

1) Vgl. o. S. 141 f.

und eine Woche lang wie eine Riesenfackel die Gegend beleuchtet hatte.

Ich war, um nach den Gemsen zu spähen, zu einem Felsen getreten und beobachtete den Rand des Waldes. Nach einigen Minuten kletterte ein niedliches Eichhörnchenpaar einen Baum herunter und tummelte sich im Grase. Die Tierchen schauten mich von Zeit zu Zeit mit ihren klugen Augen verwundert an, liessen sich jedoch in ihrer Morgenunterhaltung nicht im geringsten stören. Da schreckte mich ein kurzer, schriller Pfiff auf. Ich blickte um mich und sah ein starkes Rudel Gemsen den Berg hinaufstürmen. Nur eine Sekunde sah ich sie, Zeit genug für zwei Schüsse. Beide gingen fehl.

Von der Lichtung führt ein in die Felsen gehauener Weg aufwärts. Er ist von den Bewohnern des Dorfes Tomór gebahnt worden, die von den über uns liegenden Becken Schnee auf den Markt von Berát bringen. Das Gestein ist hier hauptsächlich kalkig. Ich glaube aber auch Granit bemerkt zu haben. Hier möchte ich einer Vermutung Raum geben, deren Bestätigung von berufener Seite mich freuen würde. Der Tomór schliesst auf der Seite von Dardha in einer Höhe 1200 *m* mit einer Terrasse jäh ab. Von hier an teilen sich die Höhen und schliessen in ihrer Mitte drei übereinander liegende Becken ein. Die Wände, welche diese Depression einschliessen, fallen steil ab und weisen an ihrem Fusse ungemein glatt abgeschliffene Felsen auf. Um den Rand der Becken, die halbkreisförmig sind, sind grosse Geröllmassen abgelagert. Unter dem Geschiebe sind abgerundete Formen häufig. Dies alles zusammengenommen scheint mir eine ehemalige Vergletscherung zu verbürgen. Analoge Indizien habe ich bereits o. S. 108 für den südlichen Tomór angeführt. Die Sohle der drei Becken, also wohl Kare, ist konkav, und in den Vertiefungen liegt ewiger Schnee. Das zweite Becken ist das ausgedehnteste. Es ist 142 Schritte lang und 95 Schritte breit. Als grösste Schneetiefe mass ich fast 3 *m*. Unsere Messvorrichtung war dabei einfach. Wir befestigten unsere eisenbeschlagenen Stöcke aneinander und trieben die so entstandene Stange an einer weicheren Stelle in die Schneemassen ein, bis wir auf Felsen stiessen. Ich gebe zu, dass das Resultat unserer Forschung



ziemlich ungenau ist. Von den Becken wird ein Bächlein gespeist, das sich durch das Gestein dem Bache zuwindet.

Die Begegnung mit den Gemsen hatte unsere Jagdlust entfacht. Wir beschlossen, die Bergspitze anzugehen, auf die sie sich geflüchtet hatten. Zu diesem Behufe teilten wir uns. Ich wählte mit Hüssní und einigen Dienern den bequemeren und kürzeren Weg der Schneefrächter; die andere Partie schlug unter der Führung von Scheríf den steilen und gefährlichen Umweg an der grossen Felswand zu unserer Rechten ein. Mir wurde der Weg noch dazu durch schaurige Erzählungen Hüssnis so gekürzt, dass wir fast unverhofft das dritte Schneebecken erreichten. Ich schätze seine Höhe auf 1800 *m*. Die Temperatur war so gesunken -- um 11 Uhr vormittag — 3° R im Schatten —, dass meine Finger ganz blau waren. Um mich nicht einer Verkühlung auszusetzen, schritt ich auf einem mit grossen Geröllmassen bedeckten Abhang langsam höher. In diesem Momente wiederhallten fünf hintereinander abgefeuerte Schüsse, und kurz darauf krachten fast gleichzeitig abermals zwei Martinigewehre, denen wohl zehnmal meine weiter unten ausruhenden Diener antworteten. Als sich der lange Nachhall in den engen Schluchten legte, erfuhr ich, dass das gesuchte Gemsenrudel von unseren Jägern auf der andern Bergseite aufgescheucht worden war und sich auf uns zu geflüchtet hatte. Dank unserer Unaufmerksamkeit blieb nur ein von drei Kugeln durchbohrter Bock im Feuer. Die Gesellschaft von der Gegenseite hatte noch weniger Glück gehabt. Die Tiere waren zu weit von ihr hochgeworden, und nur Scheríf hatte Zeit gehabt, sein Gewehr abzudrücken. Zum Beweis, dass er getroffen hatte, brachte er einige blutbefleckte Haare mit, die Gemse selbst war in einen Abgrund gestürzt.

Wir liessen uns von nun an von unserer heutigen Aufgabe nicht mehr ablenken. Wir stiegen aus dem Becken die östliche 100 *m* hohe Wand hinauf. Der Aufstieg bot keine Schwierigkeiten, wie denn die Besteigung des Tomór mit Ausnahme eines kleinen Stückes auf der Westseite, gegen Berát zu, leicht ausführbar ist. Auf dem höchsten Plateau sahen wir einen wohl 500 *m* hohen Gipfel vor uns aufragen. Der Graswuchs wurde spärlich, hörte jedoch bis zur Spitze nicht auf. Ich fand, dass das



Nadelholz ist hier seltener, kommt aber zwischen dem Laubholz vor, und zwar hauptsächlich in den Rissen, welche sich das Schneewasser gegraben hat, um im Frühjahr in die Täler zu gelangen. Alte Bäume sind sehr selten; die ältesten schätzte ich auf nicht mehr als hundert Jahre.

Einer unserer Führer fand abseits von unserem Pfade im Laub die Fährte eines Bären. Da sie noch ganz frisch zu sein schien, folgten wir ihr, zumal da sie uns von unserer Route nicht ablenkte. Wir kamen dadurch an den Fuss eines grossen Felsens. Während einige unten als Wache zurückblieben, krochen die andern auf zwei verschiedenen Stellen mit grosser Vorsicht hinauf. Auf einer Stufe des Felsens entdeckten wir zwischen Gestrüpp den Eingang zu einer niedrigen Höhle. Das konnte die Behausung des Bären sein. Wir zündeten vor der Höhle trockenes Astwerk an, es brannte aber alles nieder, ohne dass sich in der Höhle etwas gerührt hätte. Nun drang ich mit dem Revolver in der Hand ein, fand aber leider, dass die Höhle auf der andern Seite einen Ausgang hat. Dass Meister Petz hier zu weilen pflegte, bewies die Ausstattung der Höhle mit Laub und Ästen, zwischen denen wir Früchte und die Knochen eines kleineren Tieres aufstöberten. Da es bereits fast vier Uhr geworden war, beschlossen wir, nicht auf die Heimkehr des Hausherrn zu warten, sondern eilten bergab. Nach einer halben Stunde traten wir aus dem Walde. Vor uns erhoben sich Felsen auf Felsen, ein grandioses, mit Fichten und Föhren spärlich bestocktes Felsengewirr, das auch von Berát erkennbar ist. Weiter oben gähnte eine Schlucht, aus der drei Kamine in eine schwindelnde Höhe führen. Diese Hölle steht im scharfen Kontraste zu der sonstigen Sanftheit des Gebirges. Sie scheint, weil von der Ebene und dem Karawanenwege gut sichtbar, an der Verrufenheit des leicht ersteigbaren Tomór schuld zu sein.

Tief unter uns sahen wir den Bach Zálli Tomórit und an seinem Ufer in einer Waldlichtung unsere Karawane lagern. Hier verabschiedete ich die Führer, da wir sie nicht mehr benötigten. Ihr nach albanischer Sitte durch Abfeuerung der Gewehre dargebrachter Dank und Abschiedsgruss weckte die Aufmerksamkeit unserer Leute im Tale, die ihrerseits mit einem wahren



Salvenfeuer antworteten. Der letzte Abstieg ging schnell und leicht von statten. Um halb sechs erreichten wir das Lager, hielten aber nur ganz kurze Rast, da wir das eine Stunde entfernte Dorf Karkanjós zur Nachtstation bestimmt hatten. Der Weg führte über 400—600 *m* hohe Hügel und durch junge Laubwälder. Eine Menge Redif kam uns entgegen. Sie kehrten in ihre Dörfer in den Bezirken Kolónja und Tomorítza heim. Der letzte Abstieg war halsbrecherisch: Einerseits eine Wand, anderseits ein 200 *m* tiefer Abgrund, dazwischen ein kaum 60 *cm* breiter, unregelmässiger Stufenweg, dazu bereits Nacht, da wir das Dorf erst um 7 Uhr erreichten.

Karkanjós liegt in einem schönen, vegetationsreichen Engtale, durch dessen Mitte ein grosser Bach fliesst, der sich in den Lúmi Berátit ergiesst. Wir wurden durch unseren Quartiermeister Refát in zwei Häusern untergebracht. Mich führte man zum Dorfältesten Mehmed Efendi Hodscha, einem alten Mann, in dessen Hause gerade Hochzeit gefeiert wurde. Nach der überall herrschenden Unordnung hatte man der Freude bereits einige Tage freien Lauf gelassen. Wir waren deshalb nicht anspruchsvoll und begnügten uns mit einem Seitenraume. Nach dem reichlichen, aber schlechten Abendmahle legten wir uns nieder, doch war von einer erquickenden Ruhe keine Rede, da das Gemach gegen die Kälte gar nicht verwahrt war. Durch das Dach schienen die Sterne herein, und die Fensterläden liessen fingerbreite Fugen. Wiewohl wir völlig angekleidet unter dicken Teppichen und Pelzen lagen, klapperten wir ganz erbärmlich.

Am 12. Oktober wurden wir in früher Morgenstunde sehr unsanft aus dem leichten Schlummer geweckt. Der Hausherr, noch in der Nachttoilette, war, gefolgt von zwei Dienern, mit Milch, Kaffee und Holzschalen in die Stube gekommen und vor lauter Behutsamkeit über die auf dem Boden stehenden Wassergefässe gestolpert. Diese stürzten mit grossem Gepolter um und gossen ihren Inhalt auf die Schläfer. Für das unfreiwillige Bad erhielten wir nebst vielen Entschuldigungen grosse Körbe der köstlichsten Weintrauben und edlen Obstes, die hier trotz der geringen Pflege ganz vorzüglich gedeihen.

Als wir aus unserer Schlafkemenate heraustraten, sahen wir





Register

Namen von Autoren und solche, die, wie Albanien, Tosken, Berat, häufig vorkommen, wurden in das Verzeichnis nicht aufgenommen.









Verzeichnis der Abbildungen





Inhalt





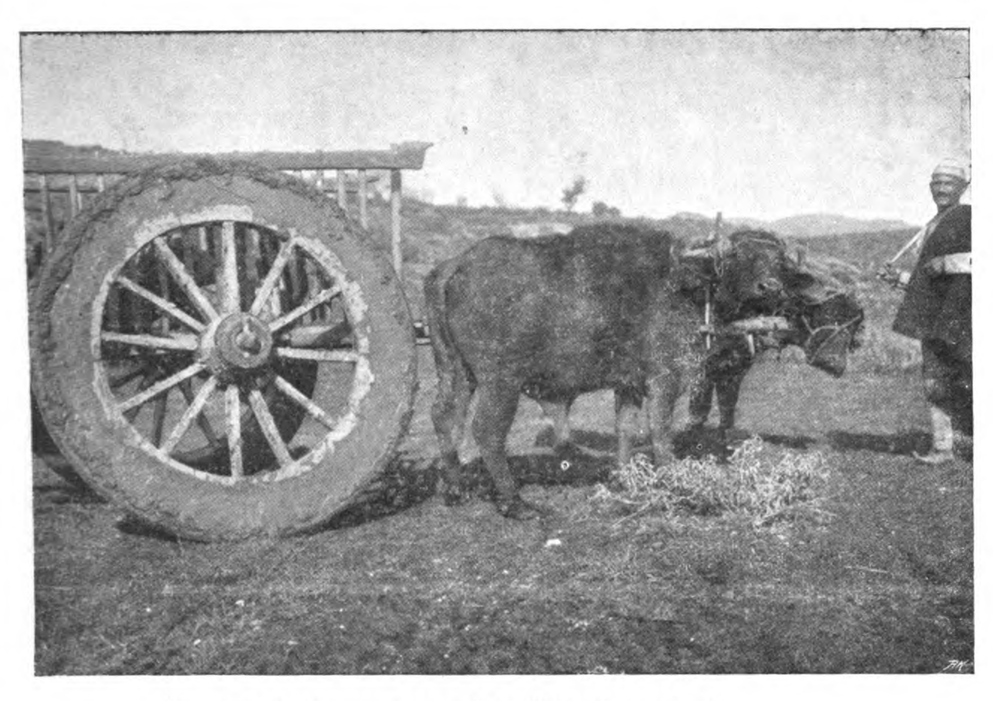


Fig. 1: Leiterwagen der Müsekie (S. 8)



Fig. 2: Unser Reisewagen (S. 8)

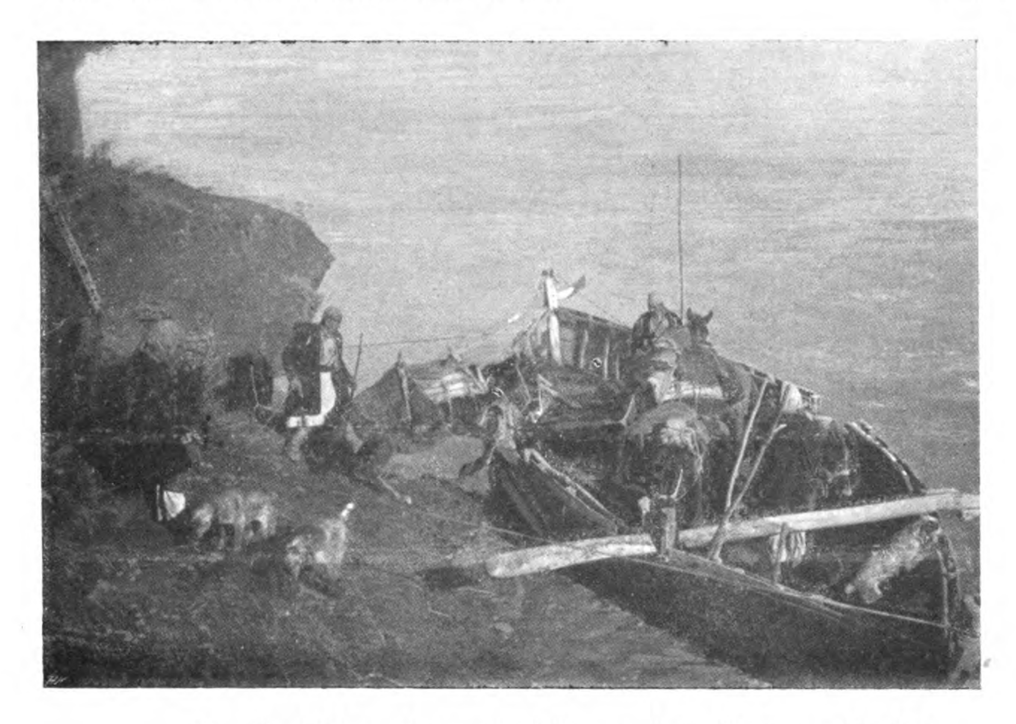


Fig. 3: Fähre über die Wjossa bei Bischan (S. 15)



Fig. 4: Einbaum auf dem See von Arta (S. 16)

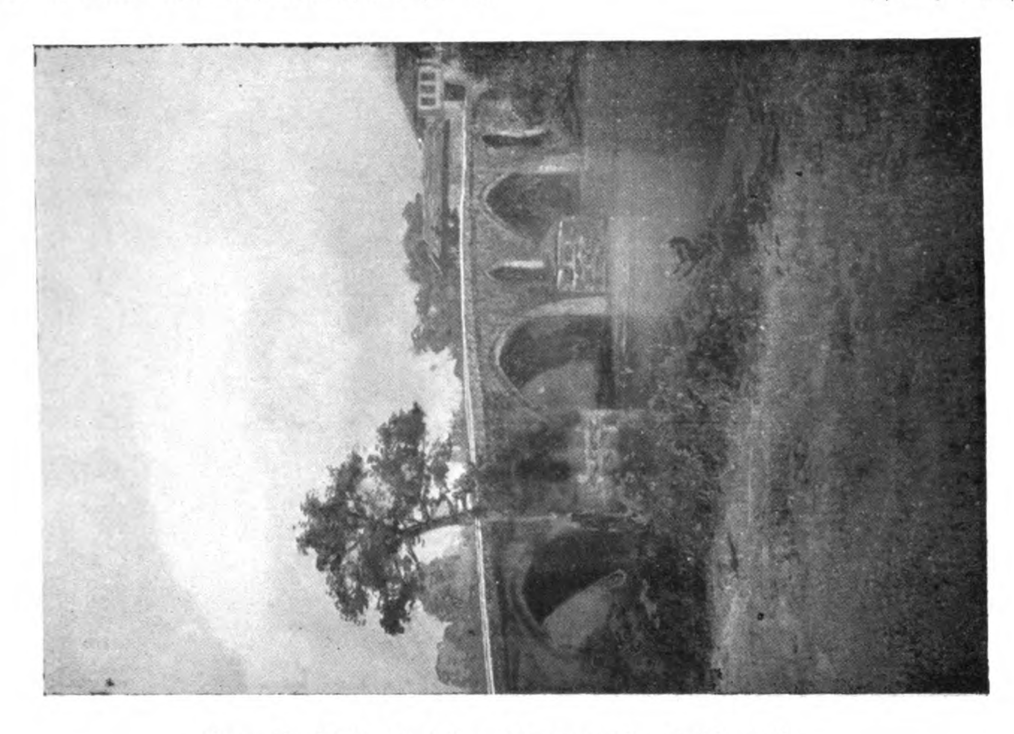


Fig. 5: Brücke Ure Hassan Beut (S. 19)



Fig. 6: Zigeunerinnen aus Morawa (S. 20)



Fig. 7: Bettelndes Zigeunermädchen aus Berat (S. 20)

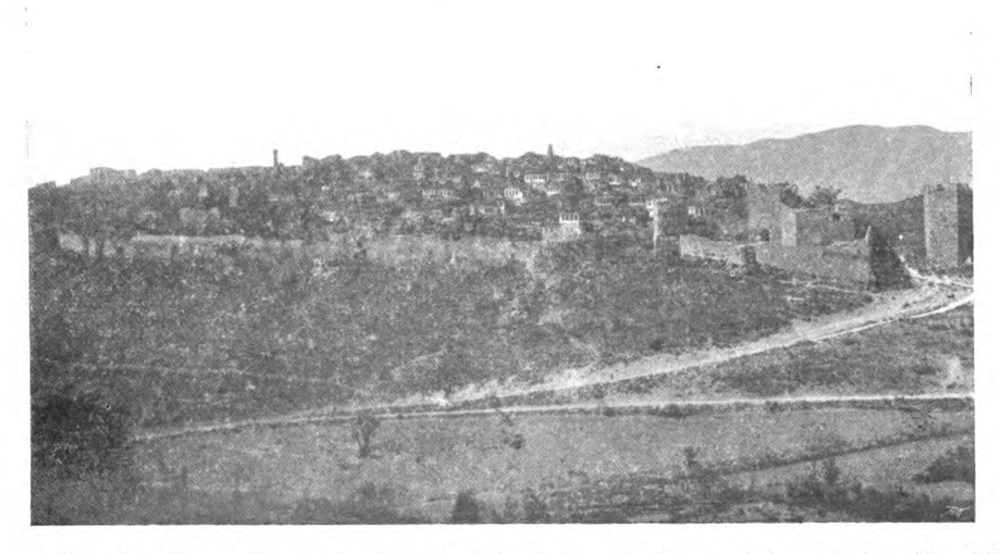


Fig. 8: Zitadelle von Berat mit dem Stadtviertel Kalaja (S. 24)

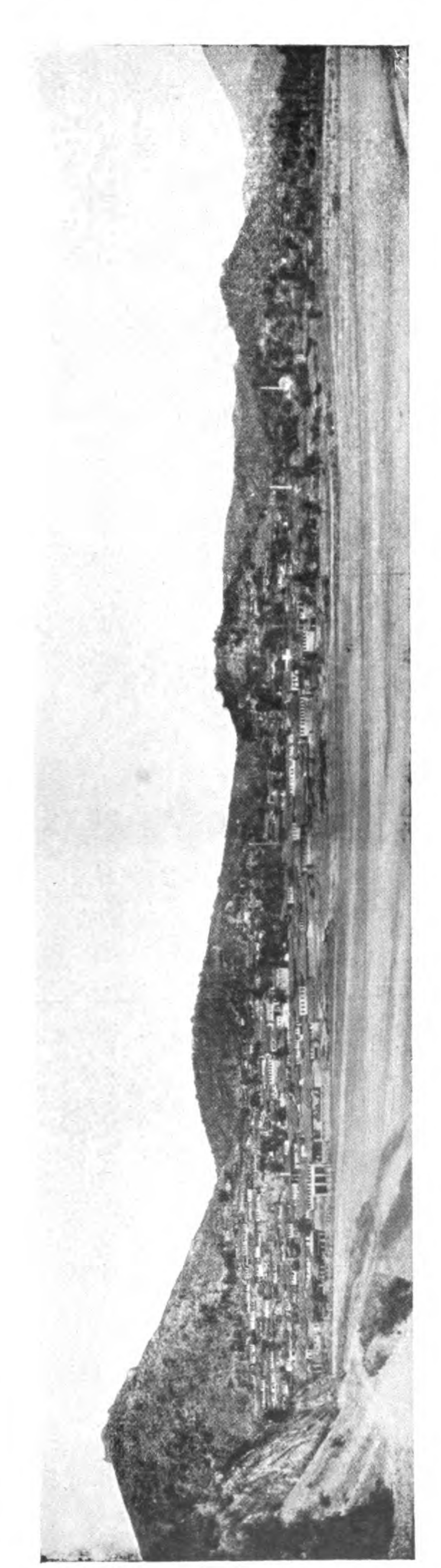


Fig. 9: Berat, von der Strasse nach Tepelen (S. 26)

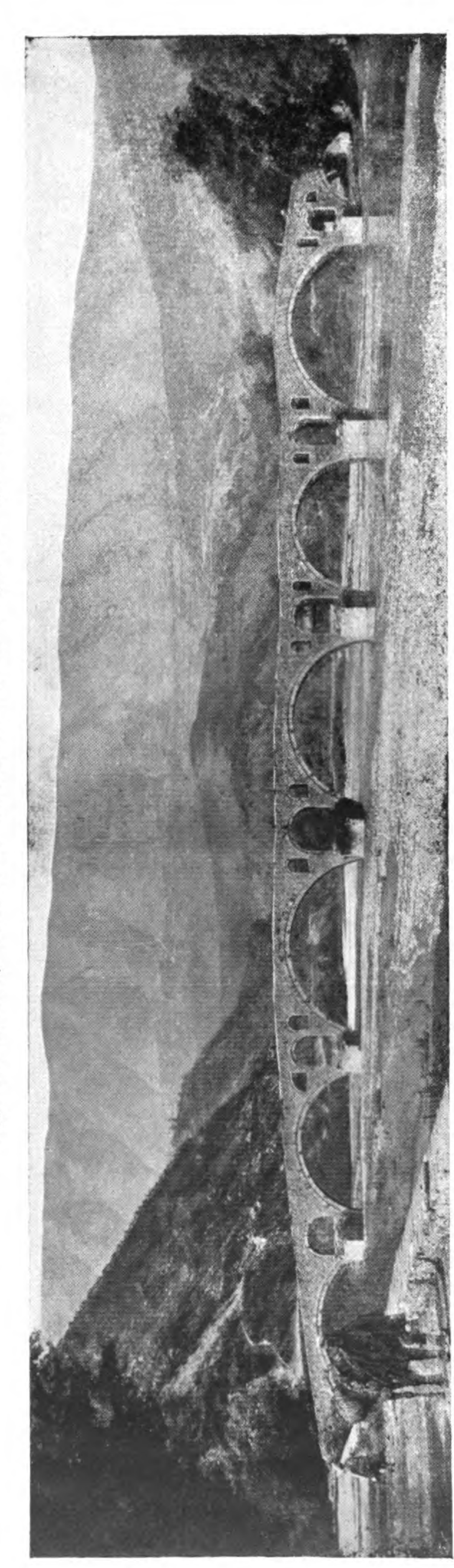


Fig. 10: Brücke über den Lumi Beratit in Berat. Im Hintergrunde der Schpiragr (S. 47)

TVRM
TREPPE
WOHN-ZIMMER
ABORT
WOHN-ZIMMER
WOHN-ZIMMER
KAFFEEKVCHE
WOHN-ZIMMER
GASTZIMMER
WAND-KASTEN
VERANDA
WOHN-ZIMMER
EMPFANGS-ZIMMER
TREPPE
HERREN-ZIMMER
BRVNNEN
HAREMLIK
ABORT BAD
KVCHE WIRTSCHAFTS-RÄVME
TOR
TREPPE
TVRM
SELAMIK
BRVNNEN
TREPPE
VOR-ZIMMER
ABORT
VERANDA
KAFFEE-KVCHE
HERREN ZIMMER
WANDKASTEN
GAST-ZIMMER
TOR
0 1 2 3 4 5 10 m

Fig. 11: Grundriss eines albanischen Herrenhauses (S. 57)





Fig. 12: Mühle von Gremenitza im Schuschitza-Tale (S. 60)



Fig. 13: Han von Muzina (S. 61)



Fig. 14: Die Tänzerin Mini-Wogl in Berat (S. 72)

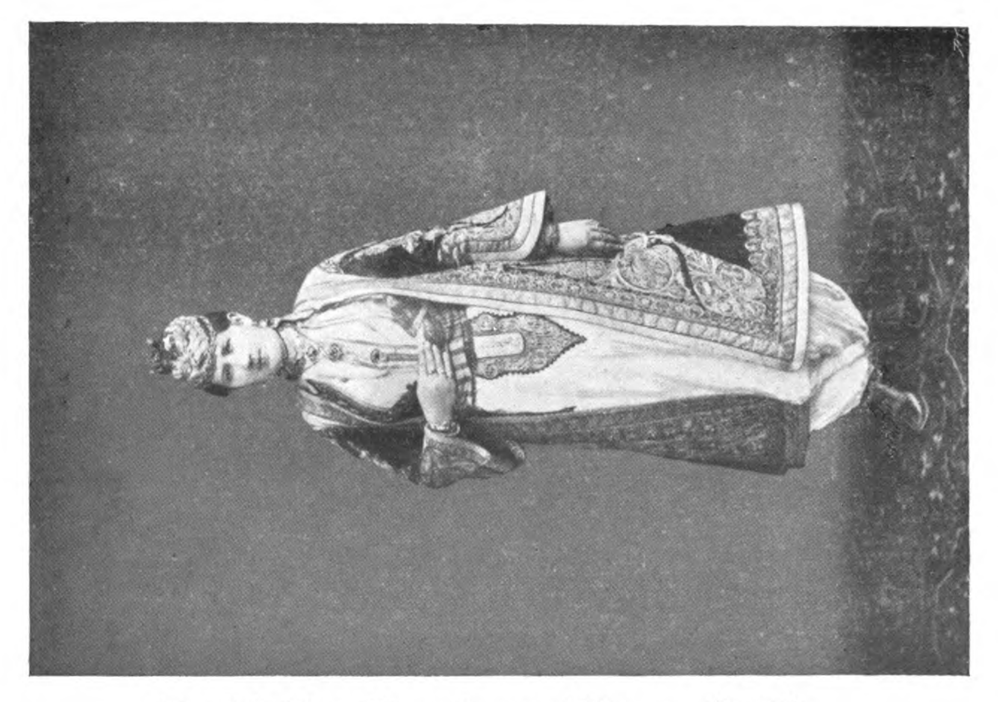


Fig. 15: Eine Tänzerin aus Elbassan (S. 72)





Fig. 16: Tomor, von Berat aus (S. 97)

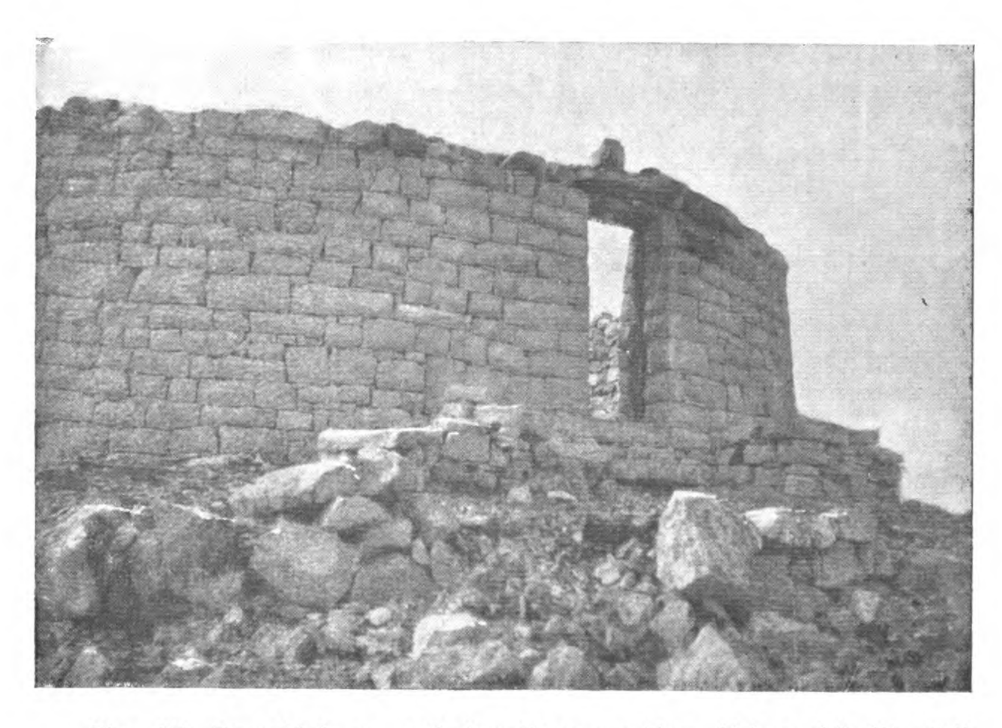


Fig. 17: Der Mekam auf der Tomorspitze Abbas Ali (S. 106)



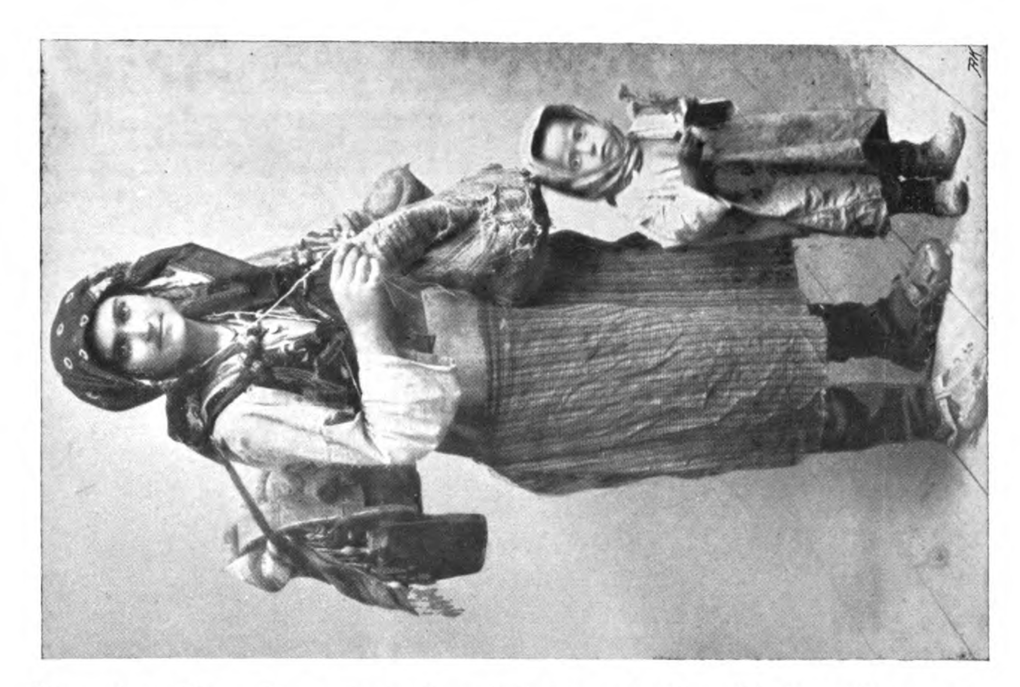


Fig. 18: Eine Frau aus der Arbrie auf den Hochweiden von Kulmak (S. 109)



Fig. 19: Unsere Jagdbeute auf dem Tomor (S. 114)

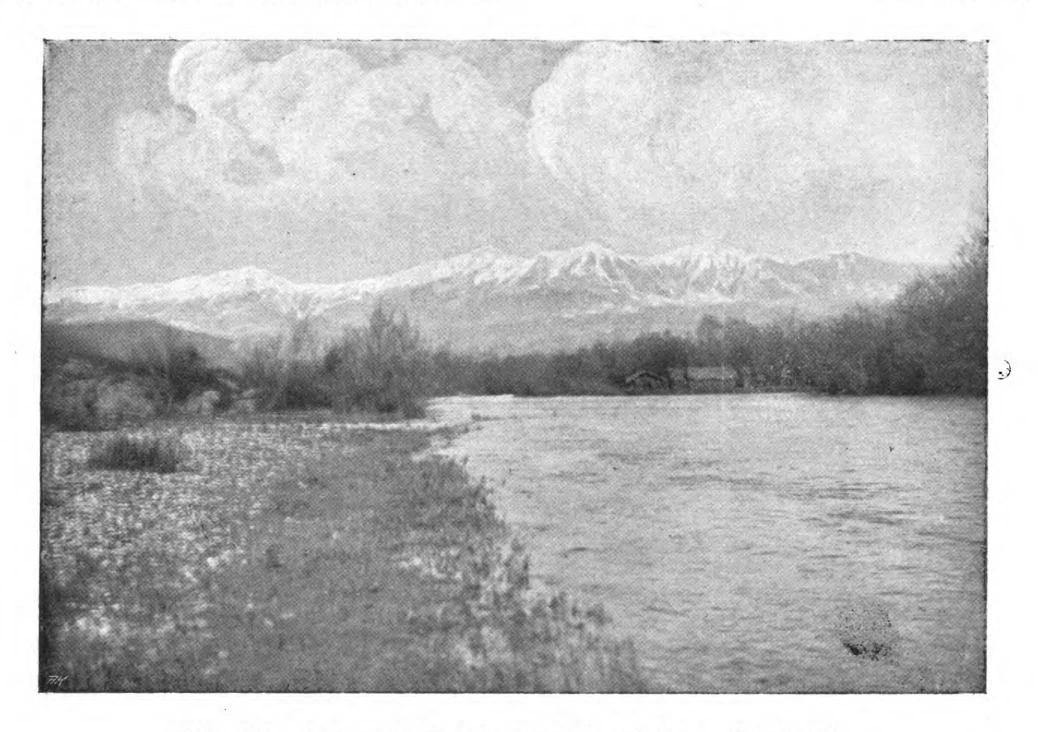


Fig. 20: Am Oberlauf der Tomoritza (S. 136)

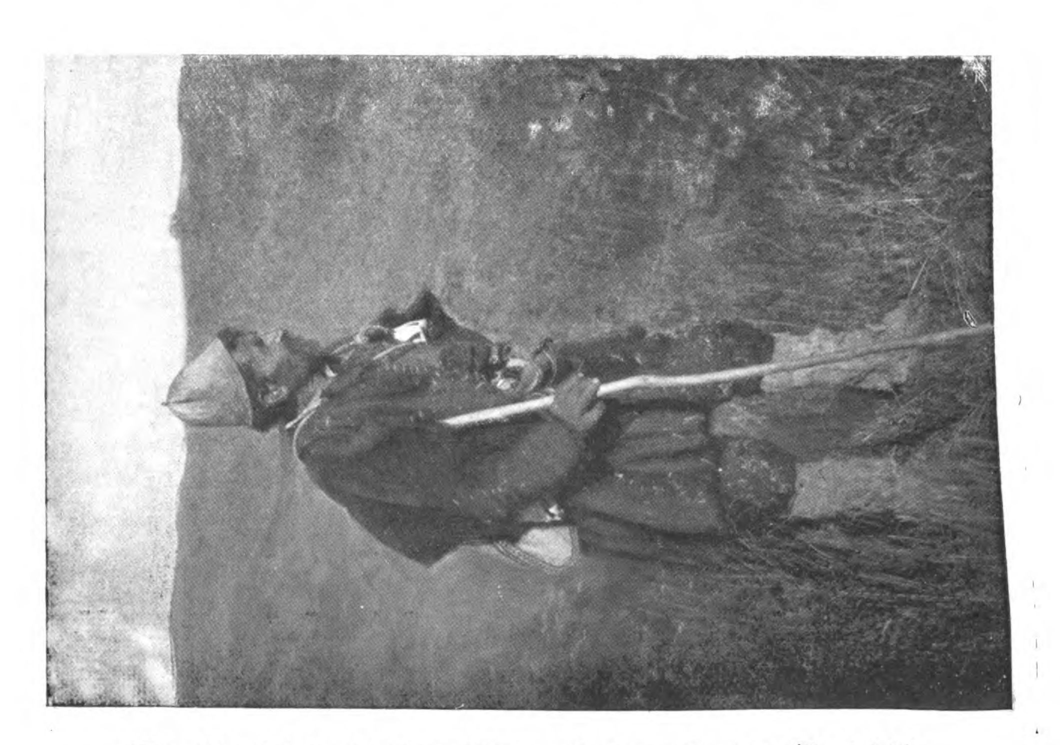


Fig. 21: Walachischer Hirt auf dem Tomor (S. 144)



Fig. 22: Walachisches Mädchen im Festkleide aus der Umgebung von Berat (S. 144)

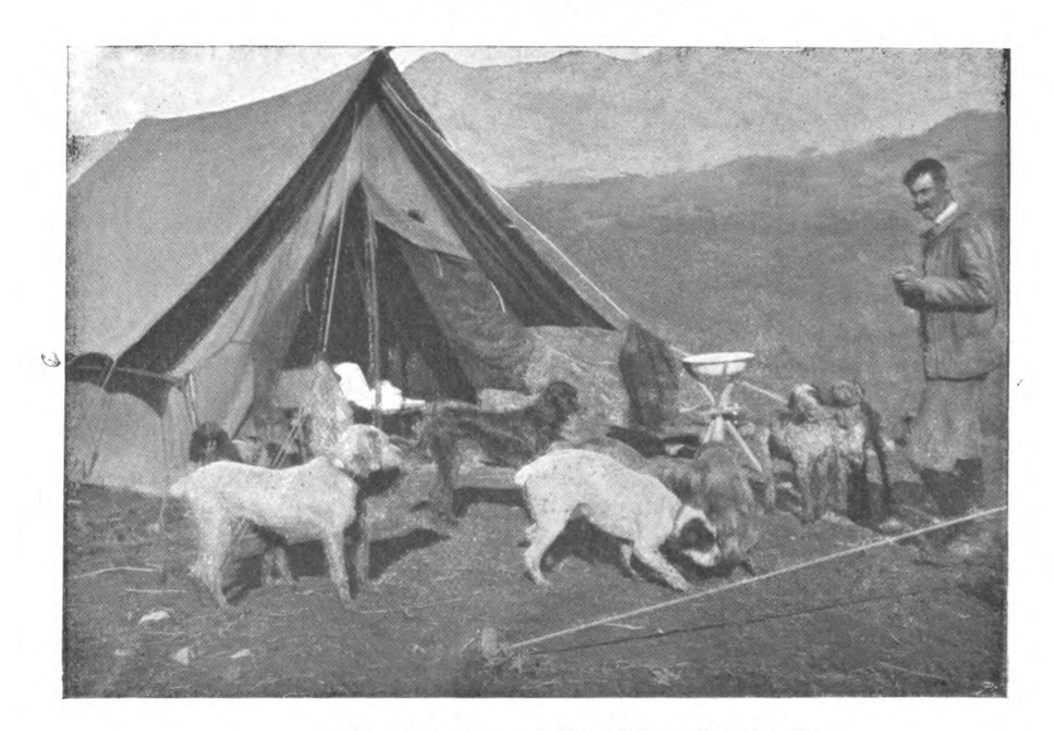


Fig. 23: Unser Zeltlager (S. 147)

V. DVORSKY, Die montenegrinisch-türkische Grenze von der Bojanamündung bis zur Tara. Eine anthropogeographische Skizze.

G. FISHTA, Volkslieder der Tosken.

G. FISHTA, Das Volksrecht der Gegen.

A. von GRABIANSI, Beiträge zur Geschichte Montengos und Nordalbaniens.

P. GRASSL, Aus der Banater Militärgrenze. Autobiographische Aufzeichnungen.

TH. A. IPPEN, Türkei und Montenegro in den Jahren 1830—1876.

A. ISCHIRKOFF, Oro- und Hydrographie von Bulgarien.

J. JELENIĆ, Der Franziskanerorden in Bosnien.

H. KREŠEVLJAKOVIĆ, Bosnisch-hercegovinische Schriftsteller.

K. MALY, Sendtners Reise durch Bosnien im J. 1847. Neudruck mit Erläuterungen.

ST. NOVAKOVIĆ, Die Wiedergeburt des Serbischen Staates (1804—1813).

C. PATSCH, Archäologische Beiträge zur Geographie von Dalmatien und der Hercegovina.

C. PATSCH, Die römischen Siedlungen in Bosnien und der Hercegovina.

C. PATSCH, Bosnien und Hercegovina in römischer Zeit. Ein Vortrag.

O. REISER, Das Hutovo Blato in der Hercegovina. Eine naturwissenschaftliche Studie.

O. REISER, Der Wandel in der Tierwelt Bosniens und der Hercegovina.

E. RITTERLING, Das römische Heer in Dalmatien.

K. STEINMETZ, Auf neuen Bahnen in Albanien.

F. TRZEBITZKY, Studien über die Niederschlagsverhältnisse auf der Südosteuropäischen Halbinsel.

F. VELC, Bibliographie von Bosnien und der Hercegovina.

F. VELC, Bibliographie von Montenegro.

F. VELC, Das Ornament des Ostereies.

O. WOHLBEREDT, Das ehemalige Sandschak Novipazar in der Literatur des XIX. und XX. Jahrhunderts.

R. ZIMMERMANN, Ornithologische Wanderungen in der Dobrudscha.

